

1960

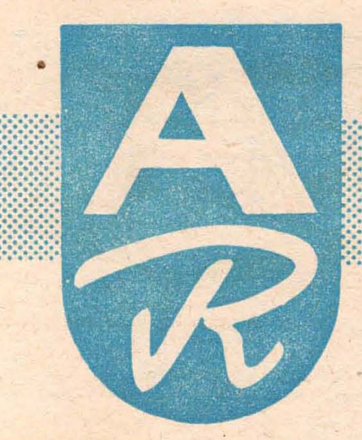
PREIS: 1.– DM

ARMEE Rundschau



Bei der Kfz.-Durchsicht

Linolschnitt von Oberleutnant A. H. Heller



GIBT DAS WORT

Hans Jacobus
Staatliches Rundfunkkomitee

Den Militaristen wird die Puste ausgehen

Als am 2. August 1945 von der Sowjetunion, den USA und England das Potsdamer Abkommen unterzeichnet wurde — Frankreich trat später noch bei —, da gingen viele unserer jungen Genossen der Nationalen Volksarmee noch nicht zur Schule. Aber die ersten ABC-Schützen brachten in ihren Schulheften kleine Bilder und Zeichnungen nach Hause, die von dem neuen Leben zeugten und von den neuen Gedanken, die damals in unseren Schulen in die Köpfe der Jüngsten gepflanzt wurden. Diese kleinen Zeichnungen von Neubauernhäusern und von der Trümmerfrau versinnbildlichen auf sehr einfache Weise den tiefen Inhalt eines Abkommens, das nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus durch die Sowjetarmee für Deutschlands friedliche und demokratische Entwicklung völkerrechtliche Grundlage werden sollte.

Ich war zu jener Zeit selbst noch in der Emigration, und wir versuchten, gemeinsam mit anderen Freunden und Genossen, einen bescheidenen Beitrag zur Errichtung eines demokratischen, antifaschistischen Deutschlands zu leisten. Wir alle wußten, daß in der deutschen Arbeiterklasse ein gesunder Kern steckt, wir hatten keinen Zweifel daran, daß hier der Ausgangspunkt für den Aufbau einer demokratischen Ordnung lag, wie er im Potsdamer Abkommen vorgesehen war. Ich erlebte durch eigene Anschauung, welche Anstrengungen die friedliebenden Menschen in den kapitalistischen Ländern machen mußten, um den Abschluß des Potsdamer Abkommens zu erzwingen, da die Regierungen dieser Staaten zwar Deutschland als Gegner und Konkurrenten ausschalten, aber als reaktionäres Gegengewicht zur SU erhalten wollten. Aber sie mußten sich den Forderungen ihrer Völker beugen.

In Deutschland ging es darum, aus dem Denken und aus den Köpfen, aus dem öffentlichen Leben, der Wirtschaft, aus Schulwesen und Kultur die Überbleibsel der faschistischen Zwangsherrschaft zu entfernen. Es galt, die Hitlerleute auszuschalten, die Kartelle, Syndikate und Monopolvereinigungen, die den imperialistischen Weltkrieg der Nazis finanzierten, zu entmachten, die demokratischen Freiheiten wieder herzustellen und für immer der Wiedergeburt und Wiederaufrichtung des deutschen Militarismus und Nazismus vorzubeugen.

Auf dem Gebiet der heutigen DDR wurden diese Bestimmungen des Potsdamer Abkommens exakt durchgeführt. Es gibt keine Nazi-Generale in unserer Armee des Volkes, keine faschistischen Blutrichter in unserer Justiz, keine Wehrwirtschaftsführer in unserer sozialistischen Industrie, und die ostelbischen Junker haben auf unseren sozialistischen Feldern ein für allemal ausgespielt.

Jeder von Ihnen, die Sie mit diesem jungen Staat aufgewachsen sind und jetzt unsere junge Demokratie schützen, weiß das alles aus eigener Erfahrung. Aber Sie mögen vielleicht nicht wissen, daß in Westdeutschland 95 Prozent der gesamten Energieerzeugung, 94 Prozent der Stahlerzeugung und 3/4 der Steinkohlenförderung und Kokserzeugung wieder in den Händen der Konzerne sind. Die IG-Farben beherrschen wieder die chemische Industrie, Siemens und AEG die Elektro-Industrie. Die Dresdner Bank, die Deutsche Bank und die Commerzbank haben sich im Adenauer-Staat das Finanzwesen genauso unterworfen wie im Hitler-Staat, und 104 Nazi-Generale befehligen die Soldaten der NATO-Bundeswehr, ganz zu schweigen vom Offizierskorps, das sich nahezu hundertprozentig aus ehemaligen Hitler-Offizieren zusammensetzt. Westdeutschland wurde in das westliche Militärsystem eingegliedert, die Bundeswehr wird mit Atomwaffen und Raketen ausgerüstet. Die westdeutschen Militaristen haben entgegen den Beschlüssen des Potsdamer Abkommens aus Westdeutschland wieder einen Staat der Aggression nach außen und der Unterdrückung der demokratischen Freiheiten im Innern gemacht.

Heute kann jeder klar erkennen, *welcher* der beiden deutschen Staaten die Interessen all der friedliebenden Menschen vertritt, die in Potsdam ein Völkerrecht in Kraft treten ließen, um die Wiederholung jeglicher abenteuerlicher Politik zu verhindern.

Mancher hat vielleicht in den ersten Jahren der antifaschistisch demokratischen Ordnung in unserer Republik nicht immer gleich die internationale Bedeutung dieser Entwicklung in vollem Umfang bemerken können. Heute aber sind wir weiter. Unsere Republik ist zu einem Teil des sozialistischen Staatenbundes geworden und unser sozialistisches System wurde zu einem Weltsystem. 15 Jahre nach der Unterzeichnung des Potsdamer Abkommens hat sich unsere DDR zu einer Macht entwickelt, die das Denken und Erkennen und Handeln von vielen Zehntausenden westdeutschen Arbeitern zu bestimmen beginnt, die unsere Republik besuchen und begreifen, daß nur die dritte Alternative, die unser Deutschlandplan des Volkes stellt — die Alternative, den deutschen Militarismus zu bändigen und die Verständigung der Arbeiterklasse zu fördern — eine friedliche Zukunft für unser Volk sichert.

Vielleicht erinnert sich der Leser, wie vor geraumer Zeit der ehemalige britische Verteidigungsminister Shinwell, zusammen mit Oberst Wigg, seinem damaligen Unterstaatssekretär, unsere Republik besuchten. Die britischen Politiker sprachen auf ihren Wunsch mit Offizieren und Soldaten der Volksarmee, sie unterhielten sich mit unserem damaligen Verteidigungsminister, Armeegeneral Stoph. Ich habe vor wenigen Wochen mit dem Abgeordneten Shinwell im Unterhaus in London sprechen können. Eine ganze Reihe weiterer Parlamentarier waren dabei. Shinwell wurde nach dem Charakter unserer Armee und dem Wesen der Politik der DDR gefragt, und da antwortete er, etwa ein Jahr nach seinem Besuch in der DDR, sinngemäß folgendes: „Ich kann Ihnen versichern, das ist eine völlig neue Armee, das sind neue Soldaten und eine andere Art Offiziere, als wir das von Deutschland sonst gewöhnt sind. Mit der faschistischen Vergangenheit haben sie nichts gemein, sie sind Demokraten und mit der Arbeiterschaft eng verbunden."

Was Mr. Shinwell heute über den demokratischen Charakter unseres Staates sagte, entsprach völlig dem, was in der Zeitspanne der 15 Jahre, seit der Verkündung des Potsdamer Abkommens, von Deutschland gefordert wurde. Im Ausland weiß man in wachsendem Maße das Wesen der beiden deutschen Staaten zu unterscheiden, und die Erkenntnis über den gefährlichen Charakter des deutschen Militarismus wächst, weil auch die Völker in den NATO-Staaten begreifen, daß die Aggressionsabsichten der Adenauer-Clique sie selbst in Lebensgefahr bringen können. Vor 15 Jahren haben sie aus eben diesem Grunde ihre Politiker an den Verhandlungstisch mit der sowjetischen Regierung gezwungen. Auch heute, angesichts des wiedererstandenen deutschen Militarismus, müssen und werden die Volksmassen erreichen, daß den Blitzkriegern in Bonn die Puste ausgeht und in ganz Deutschland friedliche und demokratische Verhältnisse im Geist des Potsdamer Abkommens geschaffen werden.



Einfach herrlich

Als Soldat hatte ich in diesem Jahr die Möglichkeit, meinen Urlaub in einem der schönen Ferienheime unserer Republik zu verbringen. Mein Reiseziel war Prora auf Rügen. Ich war nicht schlecht erstaunt, als ich die



Schwelle des Ferienheimes „Walter Ulbricht" übertrat. Die Unterbringung war einfach herrlich. Mit noch zwei Genossen lag ich auf einem Zimmer. Große Fenster ermöglichten uns den Ausblick zur See. Doch nicht nur die Stuben waren so schön eingerichtet, auch Gaststätten und Klubräume. Bei schlechtem Wetter konnten wir uns dort bei Schach und sonstigen Gesellschaftsspielen unterhalten. In der Empfangshalle waren Tischtennisplatten und Billardtische aufgestellt.

Die Verpflegung war sehr gut. Die Bedienung mußte oft laufen, denn unser Appetit war groß.

Um uns auch alle Schönheiten der Insel Rügen zu zeigen, wurden von der Heimleitung Busfahrten in die verschiedensten Richtungen organisiert. 80 Plätze für eine Fahrt mit der Saßnitz nach Trelleborg wurden verlost. Jeden Abend bekam man etwas Neues geboten. Das eine Mal brachten uns Schauspieler aus Puttbus schöne Stunden. Jeden Abend wurde zum Tanz gespielt. In den Gaststätten wurden wunderschöne Heimabende durchgeführt. Auch einen Lichtbildervortrag über das Bergungsschiff „Eisvogel" sahen wir. Oft wurden Filme gezeigt. Es muß allerdings gesagt werden, daß der Kinosaal den Anforderungen nicht gerecht wurde. Wer mit einem Platz in den hinteren Reihen vorlieb nehmen mußte, war gezwungen, sich auf die Lehnen der Bänke zu setzen. Nicht selten wurde dabei das wertvolle Inventar zerstört. Muß das sein? Kann man das nicht ändern? Ansonsten war diese Erholungsstätte mit allem Komfort ausgestattet.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei all denjenigen bedanken, die in mühevoller Arbeit vielen Menschen einen schönen und erlebnisreichen Urlaub gestalteten und nicht zuletzt bei unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat, der die Voraussetzungen für frohe Ferien geschaffen hat.

Mit freundlichen Grüßen

Gefreiter Werner Schmidt, Spremberg.

Prompt reagiert

Im Heft 7/60 veröffentlichten wir eine Zuschrift des Genossen Unteroffizier Karl-Fr. Hillesheim über die mangelhafte Gaststättenkultur der Objekt-HOG. Von verantwortlicher Stelle erhielten wir darauf folgende Antwort:

Werte Genossen!

Auf Grund der Zuschrift vom 3. Juni 1960 haben wir in der betreffenden HOG eine Überprüfung durchgeführt.

Die im Schreiben aufgeführten Mängel bestehen tatsächlich. Bei der Aussprache mit dem Betriebsstättenleiter, Genossen Hoffmann, hat sich ergeben, daß verschiedene Dinge von



Vignetten: Arndt

seiten der HO vernachlässigt wurden. Jedoch trifft auch die Leitung des Objektes der NVA ein Teil Schuld. So wurde erst nach dieser Aussprache der Aufsichtsstreifendienst, der jetzt für Ruhe und Ordnung zu sorgen hat, eingesetzt. Bislang war den Genossen Soldaten gestattet, daß sie mit ihrer schmierigen und öligen Dienstkleidung das Objekt betreten durften und somit der Betriebsstättenleiter gezwungen wurde, täglich die Tischdecken frisch aufzulegen.

Von seiten des HO-Kreisbetriebes wurde der Betriebsstättenleiter angewiesen, dafür zu sorgen, daß die Betriebsstätte Blumenschmuck und Angebotsschilder für Speisen und Getränke erhält. Außerdem sollen vom BST-Leiter Veränderungen zur besseren Raumgestaltung durchgeführt werden.

Das Objekt erhielt zum 20. Juni 1960 für die gesamten Räume neue Tischwäsche, neue Deckenleuchten für den Speiseraum, ein großes Radiogerät, verschiedene Bilder (ordnungsgemäß eingerahmt), verschiedene Öldruckbilder usw. Des weiteren wurde die Erstausstattung ergänzt. Eine generelle Renovierung wurde ebenfalls für das erste Quartal 1961 für sämtliche Räume der NVA der HO-Gaststätte festgelegt.

Wir danken nochmals für die Hinweise des Genossen Hillesheim und werden uns ernsthaft bemühen, das Niveau der Gaststätte zu heben. (gez. Schubert, Direktor, gez. Wolf, Handelsbereichsleiter HB VII)

Das Urlauberschiff „Fritz Heckert" wird am 1. Mai 1961 von den Arbeitern der Matthias-Thesen-Werft dem FDGB fertig übergeben.

Bundeshauptmann Straußenauer

„widerlegt"

Major Winzer

Kammraan!

Schwert der Zersetzung schwebt über unseren Köpfen.

Nächster Endsiech vom Jespenst der Fahnenflucht bedroht.

Sojar Offiziere verlassen neuerdings unsere jlorreiche Kriechsflagge, bevors überhaupt jeknallt hat.

Stellen außerdem unjeheuerliche Behauptungen auf.

Beschuldijen Bundesrepublik aggressiver Pläne jejen den Osten, das is die Höhe!

Dabei konnte beispielsweise Major Winzer als bloßer Presseoffizier jar nich wissen, daß solche Pläne in den Panzerschränken liejen.

Wer das jesacht hat?

Major von Raven, der ja als Presseoffizier über die stratejische Planung besser Bescheid weiß als mancher Jeneral! Bestätichte übrijens, daß Bundesrepublik jar nich an Anjriffskriech denkt.

Was is? Weshalb dann, wie Winzer im Osten sagte, alle Spezialeinheiten und die Masse der Versorjungsdepots im Süden stationiert sind?

Ähem . . ., natürlich nur zu Verteidijungszwecken!

Wenn nämlich Kommunisten jeplanten Anjriff jejen friedliebende Bundesrepublik starten und nach Westen marschieren, dann treiben wir sie vom Süden aus in die Nordsee.

Müssen dann alle ersaufen, jawoll!

Was is los? Wenn die Roten nun nich anjreifen?

Zum Kuckuck mit der verdammten Fragerei!

Na, wenn die Kommunisten eben absolut nich anjreifen wolln, dann müssen wir's natürlich so machen, wie's Major Winzer behauptet hat!

B-t

„Wäre sie harmlos, säße ich nicht hier…“

Der ehemalige Major der Bundeswehr Winzer sowie der Adjutant Kammhubers, v. Gliga, beantworteten Fragen des Chefredakteurs der „Armee-Rundschau“

AR: Herr von Gliga, Sie waren Adjutant Kammhubers. Können Sie uns bitte sagen, was Ihnen über die Verantwortlichkeit Kammhubers bei der Bombardierung von Freiburg im Breisgau[1] bekannt ist?

„Wenn darüber gesprochen wird, dann rollen Köpfe.“

v. Gliga: Eine Kette der siebten Staffel der zweiten Gruppe, die in Landsberg lag, hat die Bomben auf Freiburg geworfen. Der damalige Staffelkapitän war der heutige Oberst Helmut Hauser, der oft mit mir mittags Kaffee trank.
Die betreffende Kette der siebten Staffel gehörte zum Kampfgeschwader 51, das Kammhuber zu dieser Zeit befehligte. Sie hatten Enzian als Gruppenzeichen. Außer Hauser gibt es nur noch zwei weitere Überlebende vom ehemaligen KG 51, und die haben wahrscheinlich kein Interesse daran, Kammhuber in der Öffentlichkeit zu zerreißen. Kammhuber hat aber, wie mir Hauser sagte, nach dem Angriff auf einer Besprechung vor allen Offizieren des Geschwaders erklärt: „Wenn darüber ein Wort in die Öffentlichkeit dringt, dann rollen Köpfe!“

Flugblattkompanien — Fortsetzung der berüchtigten faschistischen Propaganda-Kompanien

AR: Herr Winzer, eine Aufgabe, die sich die sogenannte psychologische Kampfführung stellt, ist die Unterminierung, die Zersetzung der sozialistischen Staaten und ihrer Armeen. Können Sie uns aus ihren Erfahrungen als Presseoffizier Einzelheiten über diese Seite der psychologischen Kriegführung schildern?

Winzer: Man möchte natürlich solche Zustände wie den 17. Juni und die Ereignisse in Ungarn wiederholen. Daß das nicht mit wenigen Flugblättern von außen oder durch einige Radiosendungen zu machen geht, ist den Leuten von der psychologischen Kampfführung klar. Sie suchen deshalb fremdsprachige Leute für pausenlose Sendungen in allen Sprachen des Ostblocks. Sie suchen ferner Leute und Mittel und Wege, um Menschen und Material hier einzuschleusen.

AR: Herr Winzer, gibt es in der sogenannten psychologischen Kampfführung bestimmte Vorbereitungen, die erst am Tage des geplanten Angriffs wirksam werden sollen?

Winzer: Es werden sogenannte Flugblatt-Kompanien aufgestellt. Sie sollen fast ausschließlich der psychologischen Bearbeitung des Gegners dienen.
Interessant ist, daß für diese Flugblatt-Kompanien Leute gesucht werden, die in der alten Wehrmacht bei der Propagandakompanie waren und über Sprachkenntnisse verfügen. Diese Leute haben natürlich bereits in der Presse einen dicken Job. Ich wurde z. B. gefragt: „Major Winzer, kennen Sie nicht jemanden von der Propagandakompanie? Egal, wo er ist, wir eisen ihn schon los. Der Minister hat für diese Leute nur hochdotierte Planstellen bereitgestellt“, also Major und Oberstleutnant.
Ich frage Sie: Wozu sucht man Propagandaleute mit Ostsprachekenntnissen? Das ist doch ein Beweis, daß sie dort einmal hin wollen.
Diese Flugblattkompanien verfügen jeweils über einen vollen Redaktionsstab sowie über die nötigen technischen Mittel. Zu diesen Mitteln sollen auch Raketen gehören, um die Flugblätter zum Gegner hinüberschießen zu können.

AR: Sie hatten in ihrer Erklärung vor der in- und ausländischen Presse festgestellt, daß der geplante Blitzkrieg vom Süden gegen die DDR geführt werden soll. Als Vorbereitung darauf werden, wie sie bewiesen, alle Sondereinheiten in Süddeutschland stationiert. Trifft das auch für die Flugblatt-Kompanien zu?

Winzer: Sämtliche Lautsprecher- und Flugblattkompanien, die in Westdeutschland aufgestellt werden, — ich laß mir den Kopf abhacken, wenn das nicht stimmt — gehen nur in den Süden, zu den südlichen Wehrbereichen. Wenn man nichts Böses vorhätte, würde man sie doch verteilen, genauso wie man Erdbeeren verteilt, damit man nicht an einer Ecke schreit, hier gibt es keine, und da unten gibt es welche. Jedes Korps legt doch Wert darauf, auch solche Einheiten zu be-

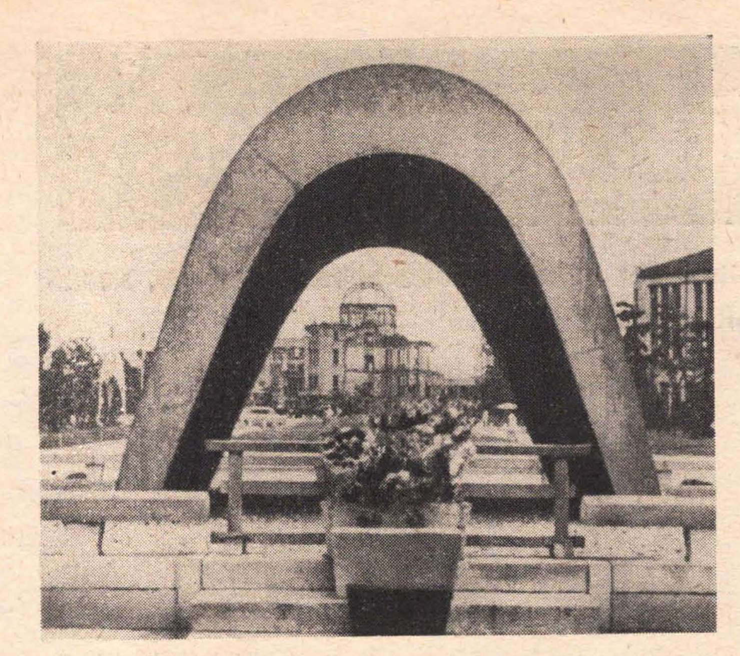
(Fortsetzung auf Seite 344)

[1] Am 10. Mai 1940 bombardierten deutsche Flugzeuge die deutsche Stadt Freiburg.





WAS GOBBELS ERSANN, FÜHRTE KAMMHUBER AUS. „Französische Luftpiraten haben heute in Freiburg unschuldige Kinder getötet und friedliche Gotteshäuser zerstört,“ überschlug sich die Nazi-Propaganda am 10. Mai 1940. Zur gleichen Zeit war die Wehrmacht bereits an der deutschen Westgrenze aufmarschiert, um am folgenden Tag in Frankreich einzufallen. Die Bomber aber, die das Unheil von Freiburg angerichtet hatten, unterstanden dem Geschwaderkommodore Kammhuber, dem heutigen Chef der Bonner Luftwaffe.



Truman:

Ich habe einen Hammer

Ein Tatsachenbericht über Schaffung, Einsatz und Nichteinsatz der Atombombe

von H. Huth

Das geschah am 6. August 1945.

In den frühen Morgenstunden erfassen japanische Radarstationen sich nähernde fremde Flugzeuge.

Auf dem europäischen Kriegsschauplatz ist zwar seit drei Monaten der Waffenlärm verstummt; aber hier, im pazifischen Raum, bedeuten fremde Flugzeuge noch immer Feindflugzeuge. Deshalb heulen Minuten nach den ersten Radarwahrnehmungen in den Städten Südjapans die Sirenen: Fliegeralarm.

Schon bald danach wird wieder entwarnt. Man hat inzwischen erkannt, daß sich nur drei Flugzeuge nähern. Das sind Aufklärer, besagen die bisherigen Erfahrungen. Die bisherigen.

Zu dieser Zeit wird vom Leitflugzeug die Stadt Hiroshima gesichtet. Die Borduhren zeigen 9.14 Uhr. Der Pilot, Major Eatherly, legt den Kurs genau auf das Stadtzentrum.

30 Sekunden später: Der Stadtrand ist erreicht.

9 Uhr 15: Es ist soweit. Major Ferebee, Bombenschütze der in der Mitte fliegenden viermotorigen „Superfestung“, hat den Punkt Null im Visier — das Stadtzentrum. Energisch reißt er einen Hebel herum. Der Bombenschacht öffnet sich. Dann pendelt ein kanonenrohrähnliches Gebilde langsam an einem Fallschirm zur Erde.

Wenig später explodiert die erste Atombombe — 600 Meter über den Köpfen der Einwohner Hiroshimas, die gerade aufatmend ihre Luftschutzanlagen verlassen.

Als in den Mittagsstunden die Besatzungen der drei US-Todesvögel auf der Mariannen-Insel Tinian wieder aus ihren Maschinen klettern, werden sie als „Helden der Nation“ gefeiert. Bedrückt stiehlt sich der Pilot Eatherly davon. Ferebee aber, der Bombenschütze, macht mit vielen shake hands. „Good job, good job“ („Wir haben gute Arbeit geleistet“), sagt er immer wieder zu den zahlreichen Gratulanten.

Indessen tobt in Hiroshima ein fürchterlicher Feuersturm, in dem Zehntausende Einwohner ersticken oder verbrennen. „Good job.“

*

Geschäftiges Treiben herrschte an diesem 6. August 1945 auch auf einem sowjetischen Flugplatz unweit Wladiwostoks.

Dem Mechaniker Michael Korolow klebt die Uniformbluse am Körper. Dabei ist die Sonne eben erst aufgegangen.

Aber die halbe Nacht hat er mit seinen Genossen Bomben entladen. Zehnzentnerbomben.

‚Jetzt ein Bad im Meer‘, wünscht sich Korolow.

Vor 14 Tagen — das Geschwader zweimotoriger Bomber stand noch in Polen — hatte er in der Oder gebadet. Jetzt lag das Wasser auch nur ganze drei Kilometer entfernt. Und sogar der Stille Ozean! Korolow glaubt, den Geschmack salzigen Meerwassers auf den Lippen zu spüren.

‚Ein Himmelreich für ein Bad.‘

Aber daraus würde nichts. Nicht jetzt — wegen des folgenden Waffenappells. Und auch nicht später; denn da war das strenge Ausgehverbot.

Verlegung, Bomben, Ausgehverbot, Nachtarbeit, ständige Appelle — das riecht nach Pulver...

Am 9. August fielen die Bomben, die Korolow mit seinen Genossen entladen hatte, auf Charbin, den wichtigsten Eisenbahnknotenpunkt der Japaner in der Mandschurei. In den Morgenstunden dieses 9. August begannen sowjetische Streitkräfte an drei Fronten die japanische Garde, den Stolz des Tennos, die sogenannte Kwantung-Armee, zu zerschlagen. Das war der Todesstoß für das faschistische Japan.

Mithin war für die Beendigung des zweiten Weltkrieges die Zerstörung Hiroshimas nicht notwendig, der Tod seiner Einwohner sinnlos. Und doch hatte er einen Sinn. Er war nicht der grelle Schlußakkord des alten, sondern der dissonante, blutige Auftakt zu einem neuen Krieg.

Blättern wir zur Beweisführung einige Seiten zurück in dem Buch der Geschichte der Atombombe.

(Fortsetzung auf S. 347)



Bild oben: Das Friedensdenkmal in Hiroshima. Es steht genau an der Stelle, über der die Atombombe explodierte.

Bild rechts: Die Reste der von sowjetischen Streitkräften zerschlagenen Kwantung-Armee kapitulieren.



Der T 34/85 – als Panzertyp unübertroffen

Herr Wolfgang Frey aus Jessen an der Elster fragte bei uns an, ob der aus dem zweiten Weltkrieg bekannte T 34/85, der auch in unserer Volksarmee vorhanden ist, den Bedingungen eines modernen Gefechts entspricht.

Wir wandten uns an den Genossen Hauptmann-Ing. Göpfert, dessen Antwort wir nachstehend abdrucken:

Die Waffen und Ausrüstungen, die die Nationale Volksarmee besitzt, wurden uns von den Werktätigen zur Verfügung gestellt, und wir garantieren damit den sicheren Schutz unserer Republik. Ein Beispiel für den hohen Stand unserer Kampftechnik ist der Panzer T 34/85. Er ist ein Kettenfahrzeug mit hoher Geländegängigkeit, großer Feuerkraft, Panzerung und Manövrierfähigkeit (Geschwindigkeit und Wendigkeit). Im zweiten Weltkrieg war der T 34 in seinem konstruktiven Aufbau und seinen taktisch-technischen Eigenschaften allen faschistischen Panzern überlegen. Nach dem Krieg war er richtungweisend für die Panzerentwicklung in den imperialistischen Staaten, vor allem den USA; mit anderen Worten, in den westlichen Staaten versuchte man einen ebenbürtigen Panzertyp zu entwickeln, allerdings bis heute erfolglos. Denn vergleicht man die taktisch-technischen Daten des Panzers T 34/85 mit denen des Panzers M 48, des Standard-Panzers der USA und anderer NATO-Staaten, der in Formgebung und Kampfwert der mittleren und leichten Panzertypen des kapitalistischen Lagers die günstigsten Werte zeigt, so kommt man zu der Schlußfolgerung, daß der Panzer T 34/85, meisterhaft von unseren Panzersoldaten beherrscht und im Gefecht geführt, dem Panzer M 48 überlegen ist.

Einige Beispiele sollen das beweisen:

Das moderne Gefecht mit großer Angriffstiefe und hohem Tempo bei breitester Anwendung des Manövers erfordert einen großen Aktionsradius aller gepanzerten Fahrzeuge. Der M 48, mit Benzinmotor angetrieben, hat bei einem Kraftstoffverbrauch bis zu 700 Litern pro 100 Kilometer den äußerst geringen Fahrbereich bis zu 130 Kilometer.

Bei einem derartig hohen Kraftstoffverbrauch wird der Nachschub des Kraftstoffes ein äußerst kompliziertes und schwieriges Problem. Durch sein hohes Gewicht von 45 Tonnen besitzt der M 48 eine nur durchschnittliche Beweglichkeit, die durch das komplizierte und äußerst störanfällige hydraulische Lenk- und Antriebssystem nicht gerade verbessert wird. Die großen Abmessungen des M 48 mit einer Länge von 7,10 Metern, einer Höhe von 2,75 und einer Breite von 3,50 Metern mit erheblichen Fangstellen sind die Ursache für die große Verletzbarkeit des Panzers. Demgegenüber ist der Panzer T 34/85 mit seinem Dieselmotor W2-34, seinem einfachen und unkomplizierten Antriebs- und Lenkmechanismus, seiner günstigen Formgebung, seiner großen Geschwindigkeit und Wendigkeit und seiner großen Feuerkraft dem amerikanischen Panzer M 48 überlegen und ein für alle Kampfarten des modernen Gefechts geeignetes Panzerfahrzeug.

Das wird bestätigt durch seinen großen Fahrbereich von 250 bis 300 Kilometer bei einem Kraftstoffverbrauch von 200 Litern auf 100 Kilometer. Durch die geringen Abmessungen, Länge 6,10 Meter, Breite 3,00 Meter und Höhe 2,70 Meter, und sein geringes Gewicht von 32 Tonnen ist er besonders beweglich und wenig verwundbar.

Darüber hinaus bietet der T 34/85 durch seine starke Panzerung einen verhältnismäßig sicheren Schutz vor der Einwirkung nuklearer Waffen. Durch das hohe politische Bewußtsein unserer Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere und ihre meisterhafte Beherrschung der ihnen anvertrauten Technik, durch die vielen hervorragenden Ergebnisse von Gefechtsübungen, Übungsschießen und die großen Erfolge in der Rompe-Bewegung ist bewiesen, daß der T 34/85 ein Kampfpanzer ist, der allen Anforderungen des modernen Gefechts gerecht wird.

Es darf außerdem nicht übersehen werden, daß durch die stürmische Entwicklung von Wissenschaft und Technik im Sozialismus auch die Entwicklung der Panzerwaffe nicht zum Stillstand kommt, sondern die Werktätigen der sozialistischen Gesellschaft stellen ihrer Armee immer bessere und leistungsfähigere Panzer zur Verfügung.

Auch in der Nationalen Volksarmee werden diese Fahrzeuge zum sicheren Schutz unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates verfügbar sein.



Von Abrüstung darf man nicht nur reden

Nachdem alle Versuche der sozialistischen Staaten, auf der Genfer Zehn-Mächte-Abrüstungskonferenz zu einer fruchtbaren Beratung zu gelangen, ergebnislos verlaufen waren, wurde die Konferenz abgebrochen. Der Leiter der sowjetischen Delegation, Sorin, sah sich gezwungen zu erklären, daß die Verhandlungen im Zehner-Ausschuß in eine Sackgasse geraten sind, weil die Westmächte allen praktischen Abrüstungsschritten ausweichen. Er sagte wörtlich:

> „Da die Westmächte keine Bereitschaft bekunden, sich mit dem Verbot und der Vernichtung der Mittel zur Kernwaffenbeförderung und Auflösung der ausländischen Militärstützpunkte, mit der Einschränkung und nachfolgenden Beseitigung der Streitkräfte und herkömmlichen Rüstungen, mit dem Verbot und der Vernichtung der Kernwaffen einverstanden zu erklären, machen sie so die Verhandlungen gegenstandslos."

Das demagogische Spiel der Imperialisten zielte darauf ab, mit Hilfe der Abrüstungskonferenz die Wachsamkeit der Völker einzuschläfern und indessen ihren Rüstungswettlauf zu forcieren.
Das kam nicht nur in ihrem Verhalten auf der Konferenz zum Ausdruck.

> „Das Verteidigungsbudget der USA ist vom Bewilligungsausschuß des Senats um über eine Milliarde Dollar gegenüber Eisenhowers Forderung auf rund 40,385 Milliarden Dollar erhöht worden."
>
> („Deutsche Zeitung" vom 13. Juni 1960)

Da der Gesamthaushalt der USA mit etwa 80 Milliarden veranschlagt wird, sind für Rüstungszwecke mehr als 50 Prozent des Etats vorgesehen, von den versteckten indirekten Rüstungsausgaben ganz abgesehen. Ein beträchtlicher Teil dieser Mammutsumme soll für den Ausbau des USA-Stützpunktsystems verwendet werden.

> „Der amerikanische Senat hat mehr als 24 Milliarden Dollar für militärische Bauten im Ausland bewilligt. Davon entfallen auf die Bundesrepublik rund 10 Millionen Dollar."
>
> („Die Welt", 4. Juli 1960)

Wie der außenpolitische Chefkorrespondent der „New York Times" aus Paris mitteilt, sollen in Westeuropa insgesamt 300 „Polaris"-Raketen stationiert werden, die von beweglichen Basen aus abgeschossen werden können und eine Reichweite von mehr als 1500 km haben. Und weil die aggressiven Kreise der USA diese aggressiven Pläne unter keinen Umständen aufgeben wollen, lag ihren Vertretern in Genf beispielsweise nichts an einer Behandlung der Frage der Stützpunkte im Ausland.

„Polaris" und Notstandsgesetz — zwei Seiten einer Medaille

Vom 8. bis 28. Juni weilte Strauß in den USA, um der Ausrüstung der aggressiven Bonner Armee mit strategischen Atomwaffen den Weg zu ebnen. „Polaris"-Raketen sind für seine Kriegspläne der neue und große Schlager. Zwar hat er vor der Weltöffentlichkeit so getan, als wolle er diese strategischen Waffen nicht. Aber sein Kollege, der amerikanische Armeeminister Bruckner, war vor der Presse in Bonn so unvorsichtig zu erklären:

> „Strauß hat bei seinem Besuch in den Vereinigten Staaten kürzlich Interesse für die ‚Polaris'-Rakete gezeigt, die von den USA bereits der NATO angeboten worden ist."

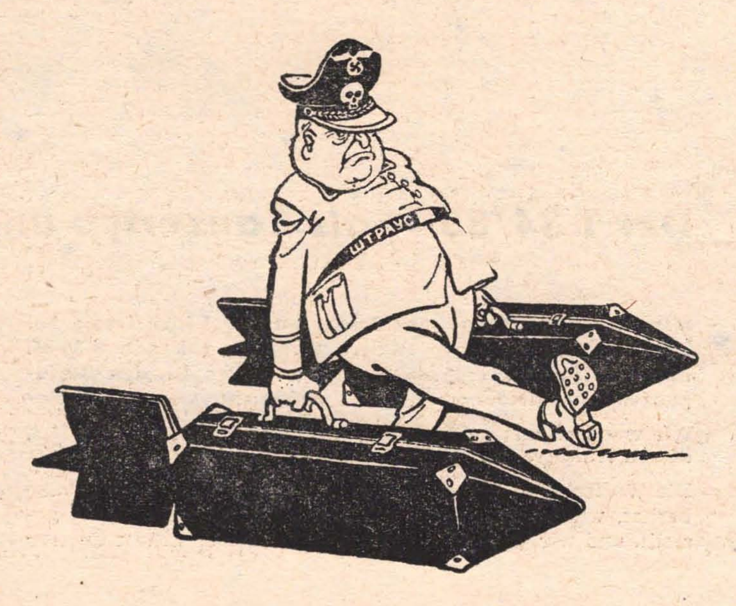
Strauß schafft strategische Atomwaffen an, um die militärische Führung Westdeutschlands unter den europäischen NATO-Staaten zu fundamentieren, um den Angriffskrieg gegen das sozialistische Lager und die DDR führen zu können.
Dem gleichen Ziel dient die am 24. Juni vom Bundestag beschlossene Novelle (Ergänzungsgesetz) zum Wehrpflichtgesetz. Sie ermöglicht es, einen „Spannungsfall" auszurufen, der die Beseitigung wesentlicher Grundrechte und die Mobilisierung aller Männer vom 18. bis zum 60. Lebensjahr bedeutet.
Mit dieser Novelle sollen im einzelnen zwei Dinge erreicht werden.

> „Die Bundeswehr hat jetzt eine Stärke von insgesamt 269 000 Mann erreicht."
>
> („Der Tag", 2. Juli 1960)

Doch das ist den westdeutschen Blitzkriegern zuwenig. Mit der allgemeinen Wehrpflicht allein aber gehen ihnen die Kriegsvorbereitungen zu langsam voran.

> „Der Bundestag hat damit (indem er die Novelle beschloß, d. Red.) den ersten Schritt von einer rein militärischen Wehrpflicht zur allgemeinen Verteidigungspflicht getan."
>
> („Süddeutsche Zeitung", 26. Juni)

Dies heißt mit anderen Worten, daß nach dem Willen der Bonner Machthaber der gesamte Westzonenstaat für den Angriffskrieg mobilisiert werden kann. Als Hitler im Auftrage der deutschen Imperialisten und Militaristen den „totalen Krieg" führte, wurde auch die totale Mobilmachung mit aller Konsequenz durchgeführt.
Ferner stellt die Novelle ein vorweggenommenes Notstandsgesetz dar. Man faselt von „Verteidigungsfall" und „Spannungszeit", um die wirkliche Tragweite dieses Gesetzes vor



den Volksmassen zu verschleiern. Doch der „Vorwärts", das offizielle SPD-Organ, schreibt am 1. Juli:

> „Die Entscheidung, ob eine Spannungszeit ist oder nicht, wird nur durch die Bundesregierung getroffen. Es gibt für diese Entscheidung keine Kontrollmöglichkeit durch Bundestag oder Bundesrat."

Das ist wahrlich sehr deutlich. Das ist die offene Militärdiktatur, die auch die letzten Reste der Scheindemokratie in die Abfalltonne wirft. Das erkennt Hans Merten, seines Zeichens Bundestagsabgeordneter der SPD, in seinem Artikel im „Vorwärts" sehr richtig, wenn er schreibt:

> „Wenn das Parlament nicht so tanzt, wie ich — Franz Josef Strauß — pfeife, dann mache ich eben, was ich will."

Dabei geht es natürlich dem Bonner Militaristenklüngel nicht in erster Linie um die Ausschaltung des Parlaments. Ihm sitzt eine andere Angst im Nacken. Ihre Busenfreunde Menderes und Ly Sing Man wurden vom Volkszorn hinweggefegt, und auch Kishi mußte gehen. In Bonn bemüht man sich eiligst, die notwendigen Schlußfolgerungen für sich zu ziehen. Man spürt voller Unbehagen, daß die Bäume für Lakaien des USA-Imperialismus auch in Europa nicht in den Himmel wachsen.

Kapitulation auf der ganzen (außenpolitischen) Linie

Die SPD hat dieser Novelle nicht zugestimmt. Man könnte Glaubens sein, daß die SPD-Fraktion dem Willen des Volkes

nachkommt und den Bonner Kriegstreibern in den Arm fällt. Doch die rechte SPD-Führung, die in ihrer Praxis stets den Feinden des Volkes Schützenhilfe leistete, erlaubte es sich, zu diesem Gesetz nein zu sagen, da sie wußte, daß Strauß die einfache Mehrheit auch so zusammenbekommt. Diese Schlußfolgerung muß man aus der außenpolitischen Debatte vom 30. Juni ziehen. Dort sprach Brentano von „Verstärkung der Verteidigungsanstrengungen", er forderte auf, die Verteidigungskraft der Bundeswehr zu erhöhen. Strauß verlangte, „den Aufbau der Bundeswehr so zu Ende zu führen, wie wir ihn beschlossen haben". Es war das übliche Geschrei, die üblichen Ausfälle gegen die DDR und das sozialistische Lager, gegen Disengagement und Teilabrüstungsvorschläge usw. usf. Das ganze Wortgeprassel auf einen Nenner gebracht lautete: Weiter und noch ungehemmter für einen Krieg gegen das sozialistische Lager rüsten.

Haben die Führer der SPD mit diesem Kriegsgeschrei aufgeräumt? Weit gefehlt.

Der Abgeordnete der SPD Wehner sagte z. B.: „Die SPD hält die NATO und die anderen westlichen Bündnisse für eine Grundlage der (west-)deutschen Außenpolitik." Er sagte ferner: „Wir wollen nicht über die bisherige Politik rechten, sondern künftig zusammenarbeiten."

Zusammenarbeit der rechten SPD-Führer mit den Feinden des Volkes, das ist die politische Konzeption der Erler, Wehner, Mommer auch in der Außenpolitik, die nach Erler auf die beiden Formeln „Wehrpflicht und Atomwaffen" reduziert wird.

Diese Haltung der rechten SPD-Führer nennt man in Bonn „außenpolitische Neubesinnung". Die „Süddeutsche Zeitung" schreibt dazu am 5. Juli: „In diesem Zusammenhang fand die Erklärung des SPD-Sprechers Barsig Interesse, daß die SPD niemals Initiator der Bewegung ‚Kampf dem Atomtod' gewesen sei."

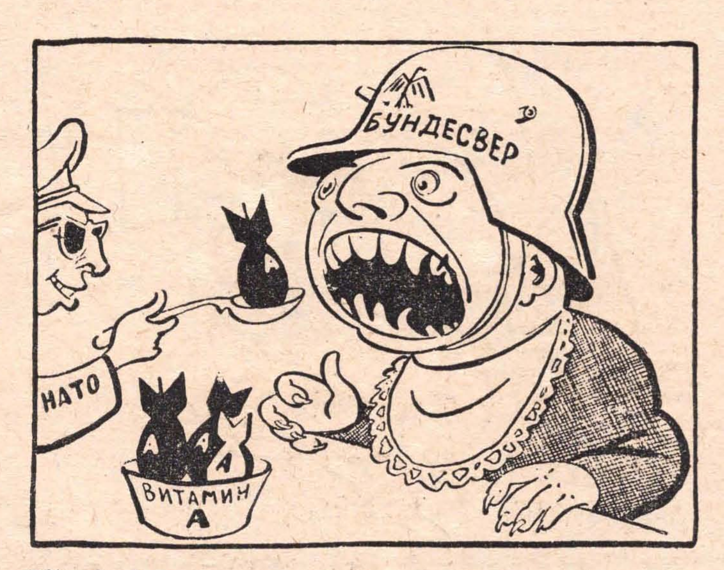
Die rechten Führer der SPD haben sich also bedingungslos der CDU-Kriegspolitik ergeben. Bemerkenswert ist jedoch, daß vor der Abstimmung über die Adenauer-Außenpolitik im Bundestag eine Gruppe von 21 SPD-Abgeordneten den Saal verließ und damit ihren Protest gegen die Kapitulationspolitik der obersten Parteiführung demonstrierte. Viel stärker noch ist der Widerspruch zwischen der rechten Führung und den Mitgliedern der SPD.

So kam es z. B. am 5. Juli zu einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen Wehner und 75 hauptamtlichen Unterbezirks- und Bezirkssekretären aus den SPD-Landesverbänden Bayern, Baden-Württemberg und Saarland. Die Sprecher der Funktionäre erklärten, daß die SPD-Mitgliedschaft niemals ihre Zustimmung zu dem atomaren Kurs der rechten SPD-Führung geben wird. Immer breitere Kreise des Volkes in Westdeutschland erkennen, daß es für die Zukunft des deutschen Volkes nur jene — im Deutschlandplan des Volkes formulierte — Alternative geben kann:

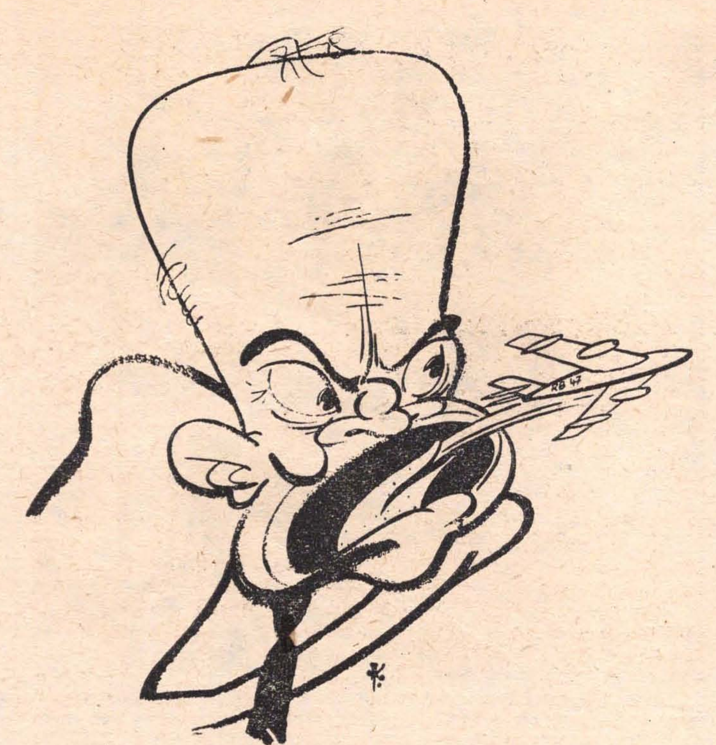
„Verständigung und Frieden."

Einheitlich und stark

Alle westlichen Aggressionspläne sind auf Sand gebaut, weil es das unüberwindliche sozialistische Lager unter Führung der Sowjetunion gibt.



Vitamin A



Zeichnung: Arndt

Mit gespaltener Zunge

Eisenhower: „Wir werden unsere Spionageflüge einstellen."

Mögen Strauß und all jene, die den Völkern ein Leben unter der Atombombe zugedacht haben, die jüngsten sowjetischen Raketenversuche im Stillen Ozean angesichts ihrer präzisen Treffsicherheit über 13 000 km und den erneuten Abschuß eines US-Spionageflugzeuges richtig beurteilen. Interessant ist auch, was die „Frankfurter Rundschau" am 1. Juli schreibt:

> „Der Stand der sowjetischen Technik auf dem Gebiet der Automation ist von westlichen Fachleuten, die an dem gegenwärtig in Moskau stattfindenden 1. Internationalen Kongreß über Automation teilnehmen, als geradezu verblüffend bezeichnet worden. ‚Wir sind fast vor Ehrfurcht erstorben', lautete einer der typischen Kommentare."

Die Bonner Militaristen sollen nicht glauben, daß die sowjetische Militärtechnik dem nachsteht.

Neben dieser militärischen Überlegenheit, die auf einer stabilen sozialistischen Ökonomik beruht, ist das sozialistische Lager durch seine Einheit im Denken und Handeln unüberwindlich.

Wie der ehemalige Major der Bundeswehr Winzer auf der schon erwähnten Pressekonferenz bestätigte, beruhen die Bonner Blitzkriegspläne auf der Annahme, daß man die sozialistischen Länder voneinander trennen könne, daß die Sowjetunion bei einem blitzartigen Überfall auf die DDR nicht eingreifen würde.

Wie absurd, ja dumm diese Annahme ist, beweist erneut die Beratung der Vertreter der kommunistischen- und Arbeiterparteien der sozialistischen Länder, die am Parteitag der Rumänischen Arbeiterpartei teilnahmen. Das einmütig unterzeichnete Kommuniqué stellt folgendes fest:

> „Das Lager des Sozialismus befindet sich im vollen Aufschwung seiner Kräfte. Es übt einen immer größer werdenden Einfluß auf den gesamten Lauf der Entwicklung der Menschheit aus. Die Erfolge der Sowjetunion und der Länder der Volksdemokratien begeistern die Arbeiterklasse und alle Werktätigen der kapitalistischen Länder zum Kampf gegen den Angriff der Ausbeuter auf die Lebensinteressen, zum Kampf um Frieden und Sozialismus."

Richtschnur unseres Handelns ist die Feststellung des Kommuniqués, daß es möglich ist, Kriege in der gegenwärtigen Epoche zu verhindern, daß aber dazu die ständige Wachsamkeit der Völker in bezug auf die Kriegsgefahr notwendig ist.

Arno Flemming



„ICH HATT' EINEN KAMERADEN . .“ Der Kriegsverbrecher Kesselring (hier auf einem Stahlhelmtreffen), der mit seinen Bombern Coventry „ausradierte“, hat im vergangenen Monat das Zeitliche gesegnet. Die Grabrede hielt der Mörder von Freiburg, der Chef der bundesdeutschen Luftwaffe Kammhuber. Womit wieder einmal überzeugend bewiesen wurde, daß sie alle an ein und demselben Strang ziehen, die von der Bundeswehr und die aus den Soldatenverbänden.

Fortsetzung von Seite 339

kommen. Nein, alles geht in den Süden. Genau entsprechend der strategischen Konzeption, den Hauptstoß aus dem Süden zu führen.

Das Risiko wird bewußt eingeplant

AR: Sind sich denn die Truppenangehörigen darüber im klaren, welches Schicksal ihnen blüht, wenn sie wirklich angreifen?

v. Gliga: Das wird verniedlicht. Zum Beispiel wird die Treffgenauigkeit der sowjetischen Raketen verniedlicht, ebenso wie alle Erfolge der sowjetischen Militärtechnik.

Die Führung weiß natürlich, wie verheerend ein Gegenschlag sein könnte. Es hat ziemliche Gegensätze über diese Fragen im Führungsstab gegeben, bis die Grundkonzeption der Planung in ihrer jetzigen Fassung festgelegt wurde. Man will ja gerade unbedingt den ersten Schlag führen, damit ein Gegenschlag nicht mehr möglich ist. Ich kann mir allerdings nicht vorstellen, wie man das erreichen will. Meiner Ansicht nach läßt sich ein Gegenschlag nicht verhindern, denn die Raketen und Flugzeuge des Angreifers lassen sich doch sehr schnell feststellen. Bevor sie ihr Ziel gefunden haben, kann doch schon der Gegenschlag erfolgen. Und die westdeutsche militärische Führung rechnet ja auch selbst damit. Beispielsweise soll die sogenannte territoriale Verteidigung zur Schaffung einer Todeszone von etwa 150 km Tiefe auf dem Gebiet der Bundesrepublik eingesetzt werden.

Leute ohne Skrupel. Sie sagen nur „Bumm“!

AR: Die westdeutschen Blitzkriegspläne sind doch so verbrecherisch und gleichzeitig so aussichtslos, daß manche Menschen sie kaum für möglich halten. Es taucht die Frage auf: Sind die Leute, die so etwas planen und wissentlich durchführen, überhaupt noch normal, sind sie bar jedes Gewissens?

v. Gliga: Die Leute in der Führung der Bundeswehr haben keine Skrupel. Sie haben keine Hemmungen, einen Befehl zu geben, von dem sie genau wissen, daß zwei Drittel dabei in die Luft fliegen. Ich könnte nicht sagen, daß ich menschliche Seiten in der Denkweise der höheren Kommandeure festgestellt habe. Mit Waffenwirkung und Anzahl der Flugzeuge wird gerechnet, die Menschen spielen keine Rolle. Vielleicht meinen Sie, ich bin etwas verärgert über meine früheren Vorgesetzten und urteile deshalb so hart. Nein, ich würde viel lieber sagen: Das sind alles liebe Leute.

Es widerstrebt mir auch, den General Kammhuber bloßzustellen — ich habe zu ihm persönlich ein ganz gutes Verhältnis gehabt, so weit es ging, und das ist nicht so einfach. Aber diese Leute denken nicht in Ursache und Wirkung, sondern sagen: „Bumm! Das wird schon gutgehen. Zwei Kriege haben wir verloren, werden wir den dritten auch noch gewinnen!“ Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß der Ibel, Max[2] in München, wenn der Kammhuber sagt: „Du, Max, nimm mal deine Hanseln zusammen und jage mal ein Atomei gegen Leipzig!“, daß der dann sagt: „Nein, das mache ich nicht, das ist gegen die Menschlichkeit!“ Ich kenne Ibel persönlich sehr gut. Der wird sagen: „Hast schon recht, das machen wir.“

AR: Wären die unteren Führungskader und die Bundeswehrsoldaten ebenso hemmungslos bereit zu marschieren und zu schießen?

v. Gliga: Fast alle Offiziere werden bedingungslos gehorchen. Der Obrigkeitsglaube ist in der Bundeswehr schon wieder ungeheuer stark.

Winzer: Das zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Bundeswehr.

v. Gliga: Das gilt auch für die Masse der Soldaten. Ich bin der Ansicht, schon heute würde die Bundeswehr als Ganzes bedingungslos gehorchen, und in zwei oder drei Jahren erst recht. Ich möchte allerdings nochmals betonen, daß das meine persönliche Meinung ist.

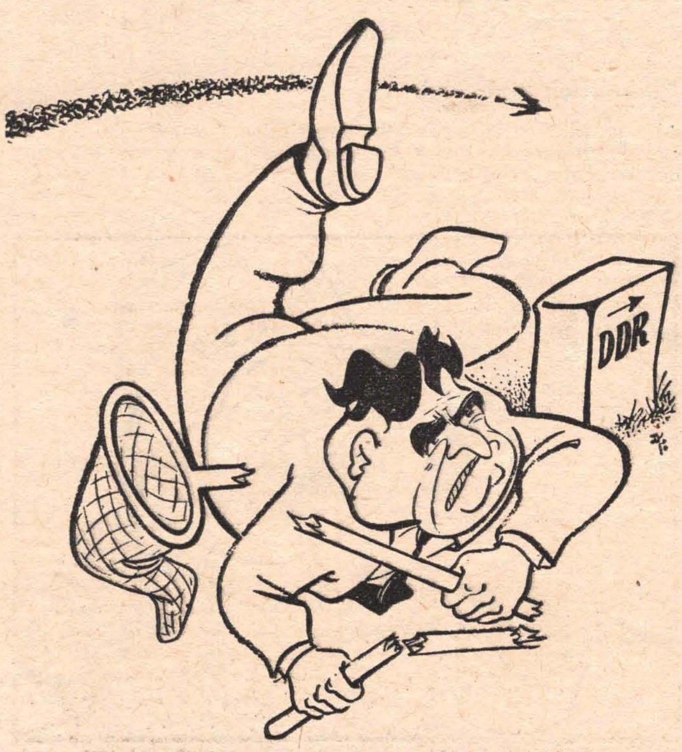
Die sogenannte weiche Welle — von wegen: Herr Meier, bitte kommen Sie her — ist sehr schnell abgeklungen. Die Truppe pendelt zur mittleren und zur harten Welle zurück. Das ist auch die Konzeption von General Heusinger. Mit dem Bürger in Uniform ist es schon vorbei. Der Müller von der inneren Führung sagte: „Ich werde so lange schleifen, bis sie hart sind.“ Eine hart geführte Bundeswehr wird immer gehorchen. Und darin liegt die Gefahr, und sie wächst von Jahr zu Jahr.

Volksarmisten als Verbrechertypen diffamiert

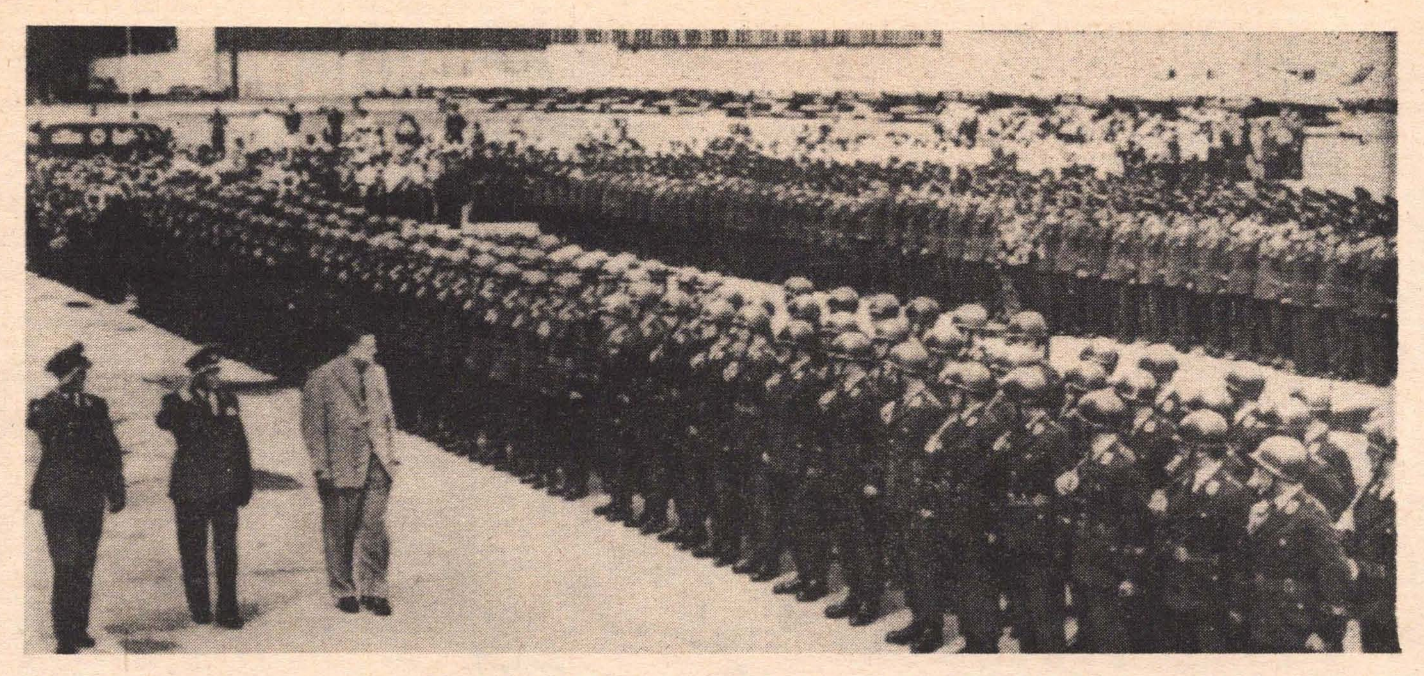
AR: Können Sie unseren Lesern an einem Beispiel erläutern, wie der einzelne Bundeswehrangehörige bearbeitet wird?

Winzer: Man arbeitet z. B. mit Broschüren. Ich kenne eine Broschüre, die die psychologische Kampfführung vor kurzem in der Truppe verbreitet hat. Diese Broschüre heißt: „Ins eigene Gesicht“. In der Broschüre sind Leute in Uniformen der Nationalen Volksarmee abgebildet. Die sehen aus, als wenn man Zuchthäusler in Uniform gesteckt hätte, die widerlichsten Gesichter, die man sich nur vorstellen kann. So soll den Leuten eingetrichtert werden: Die von der Volksarmee sind nur Untermenschen; das sind nicht etwa nationalbewußte Soldaten, die nur ihr Vaterland oder ihre sozialen Errungenschaften verteidigen wollen, sondern Leute, die durch die kommunistische Partei zum Angriff erzogen sind. Dann wird immer wieder der 17. Juni herausgeholt. Man versucht klarzumachen, daß hier in Berlin wenige Leute, kaum

[2] Max Ibel, Brigadegeneral der Bundeswehr, Kommandeur der 1. Luftverteidigungsdivision.



Strauß: „Wenn man nur wüßte, war es eine U-2 — prächtig — — — war es aber einer meiner Offiziere . . .!“ Zeichnung: Arndt



DER GROSSE BLUFF. Im vergangenen Jahr wurde das Aufklärungsgeschwader 51 in Dienst gestellt (unser Bild), wenige Monate später das Aufklärungsgeschwader 52. Nicht nur der äußere Tamtam war der gleiche, auch ein Teil der Mannschaften und der Flugzeuge. Die 52er hatten sie sich ausgepumpt. Nachdem man sie der Presse als neues Geschwader vorgestellt hatte, gingen sie in ihre Einheiten zurück.

bewaffnet oder gar nicht bewaffnet, mit Steinen gegen russische Panzer etwas ausrichten konnten. Den jungen Bundeswehrangehörigen soll damit die Illusion gegeben werden: Du kannst minderbewaffnet, im äußersten Falle mit einer Panzerfaust aber auch schon allein mit Steinen, diese Brüder nach Hause schicken. Das halte ich für äußerst verbrecherisch.

Kesselrings Atomspiele bei der Bundeswehr

AR: Können Sie uns Einzelheiten über die bekanntlich recht engen Beziehungen zwischen Bundeswehr und Soldatenverbänden sagen?

Winzer: Im letzten Herbst und Winter fanden an der Schule für innere Führung in Koblenz-Pfaffendorf Lehrgänge für hohe Offiziere der früheren Wehrmacht statt, die keine Angehörigen der Bundeswehr sind. In der Regel deshalb nicht, weil sie zu alt oder zu kompromittiert sind. Teilnehmer waren u. a.: Kesselring[3], Manteuffel, Manstein — die ganze alte Garnitur. Man machte dort Atomplanspiele und ähnliche Scherze.
Generale aus der Gesellschaft für Wehrkunde und aus den Soldatenverbänden halten auch Vorträge vor dem Offizierskorps der Bundeswehr. Thema z. B. „Die Invasion". Und dann wird überlegt, wie man die Invasion hätte verhindern oder nach ein, zwei Wochen wieder ins Wasser werfen können. Weitere Themen: „Landung in Sizilien", „Der Fehler von Dünkirchen", „Die Fehler im Rußlandfeldzug". So exerzieren also diese alten Herren alles am Sandkasten noch mal durch und entschuldigen sich nachträglich. Interessant ist, daß alle wesentlichen Fehler, die nach ihrer Auffassung gemacht wurden, Adolf dem Einmaligen, in die Schuhe geschoben werden. Zum Beispiel so: Adolf hat vom Führerhauptquartier aus befohlen: Herr Manstein, Sie machen das so. Ich, Manstein, hätte das natürlich anders gemacht. Und wenn ich es hätte anders machen können, dann würden wir heute ganz anders stehen. Dann würden wir heute die Franzosen, die Engländer und vor allem die Russen ...

Korken knallten, aber es war ein Türkengeschwader

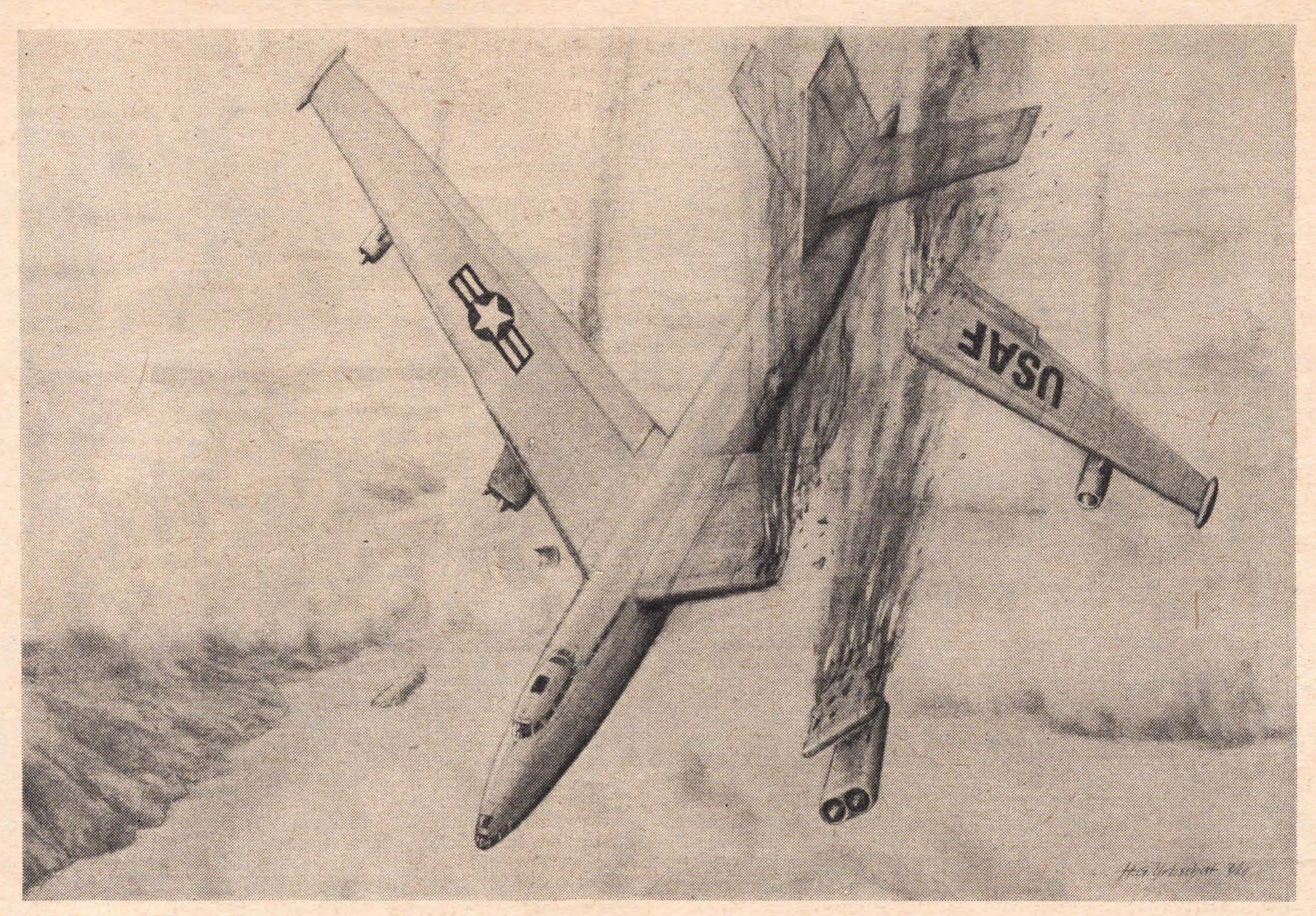
Winzer: Gestatten Sie bitte daß ich noch etwas zur Planmäßigkeit des Aufbaus der Luftwaffe sage. Ich komme damit zu einem sehr harten Thema, das die übrige NATO sehr interessieren dürfte. Ich wurde am 10. Oktober vergangenen Jahres nach Erding geschickt. Dort sollte ich die Feierlichkeiten zur Indienststellung des Aufklärungsgeschwaders 52 vorbereiten. In Erding liegt auch eine Waffenschule, ein Versorgungsregiment und das Aufklärungsgeschwader 51. Ich habe also zwei Tage lang alle möglichen Vorbereitungen getroffen für den Ablauf der Feierlichkeiten. Kommandeur dieses Geschwaders sollte Major Metz werden. Mit Major Metz, Major Sommer und noch einigen Leuten, saßen wir dann nachher im Kasino. Ich habe Metz auf die Schulter geklopft und gesagt: „Mein lieber Metz, ich kann dir nur gratulieren. 36 solche Maschinchen, das ist 'ne Wucht." „Ach komm, laß uns lieber einen trinken!" war seine Antwort. „Wieso", fragte ich, „was ist denn los, du machst ja so einen Sauertopf." Und da hat er dann ausgepackt.
„Mein lieber Winzer, die Maschinen, die da draußen stehen, die haben die Pressefritzen ja schon beim vorigen Mal fotografiert, bei der Aufstellung des Geschwaders 51. Wir haben jetzt nur andere Wappen eingemalt." Das war also ein ausgesprochenes „Türkengeschwader". Auch die Leute waren zur Hälfte zusammengepumpt. Die waren von der Waffenschule und vom Versorgungsregiment.
Den Metz hat das alles mächtig mitgenommen, besonders die Feierlichkeiten. Kammhuber hielt nämlich eine wuchtige Rede von der Stärke. „Wir werden, und wir machen, und wir können." Und der Kommodore, der mit Sekt und allem möglichen gefeiert wird, weiß, ebenso wie es seine Leute wissen: Am nächsten Tag nimmt man uns die Maschinen wieder weg. Wo bleibt denn da die Glaubwürdigkeit des Offiziers.
Und jetzt kommt erst der dickste Hund. Wenige Tage später, am 14. Dezember, war die Routine-NATO-Tagung der Verteidigungsminister in Paris. Da hat Strauß den NATO-Partnern die Indienststellung des Geschwaders gemeldet und hat die Franzosen und Engländer angepflaumt, sie sollten auch ihrerseits ihren Verpflichtungen nachkommen.

v. Gliga: Ich kenne selbst einen ähnlichen Fall. Aber es ist natürlich nicht so, daß die Verbände überhaupt nicht aufgestellt werden. Hier geht es um die Einhaltung des Planes. Mit Hilfe solcher Täuschungsmanöver will Strauß dokumentieren: Wir sind so stark, wie es vorgesehen war. Das soll dazu beitragen, den Einfluß in der NATO zu verstärken. Der zweite Zweck dieser Sache ist, dem Bundestag gegenüber mit möglichst viel Verbänden zu operieren, um höhere Planstellen und größere Geldmittel zu erlangen.

AR: Ihr Beispiel, Herr Winzer, zeigt, daß es bei der Aufstellung der Bundeswehr durchaus nicht immer so klappt, wie man es sich in Bonn wünscht. Aber das sollte uns doch nicht dazu verleiten, die Gefahr zu unterschätzen.

Winzer: Um Gottes Willen, so sollte es nicht ankommen. Und wenn alles so harmlos wäre, säße ich ja jetzt nicht hier. Auf einer Tagung in München vor den Fachredakteuren, die allerdings vereidigt wurden, über diese interne Sache zu schweigen, hat Kammhuber gesagt: „Meine Herren, Sie glauben ja ungefähr zu wissen, was wir aufstellen wollen. Wir werden aber erheblich mehr aufstellen", und dabei nannte er die Zahl von 30 oder 32 Geschwadern. Er will also unbedingt auch die Vorrangstellung seiner Luftwaffe in Westeuropa erreichen. Das offenbart doch, wie groß die Gefahr ist. Und daß es hier und da Schwierigkeiten gibt, verstärkt ja gerade bei den Leuten um Strauß die Sucht nach Raketen- und Atomwaffen, das erhöht ihre Abenteuerlichkeit.

[3] Wurde 1947 wegen Kriegsverbrechen von einem britischen Militärgericht zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglich Zuchthaus begnadigt, schließlich aber auf freien Fuß gesetzt; Kesselring wurde in der Folge zum führenden Mann der westdeutschen Soldatenverbände.



Zeichnung: Urbschat

Torheit schützt vor Schlägen nicht

Am 1. Juli 1960 versuchten die USA durch die Entsendung eines sechsmotorigen Aufklärungsbombers vom Typ RB-47 zum wiederholten Male, über sowjetischem Territorium Luftspionage zu betreiben.
Das Spionageflugzeug wurde jedoch von dem gleichen Schicksal ereilt, wie zwei Monate früher die amerikanische U-2, es wurde über sowjetischem Hoheitsgebiet abgeschossen.
Seit Jahren bemüht man sich in den USA, durch Luftspionage u. a. Angaben über sowjetische Raketenstellungen zu erhalten. Allerdings mit wenig Erfolg.
Erstens suchte man in der falschen Richtung:
„Wir wissen genau", so erklärte Genosse Chruschtschow auf dem III. Parteitag der Rumänischen Arbeiterpartei, „daß Flüge von Spionageflugzeugen gerade über den Gebieten erfolgten, in denen wir keine Raketenbasen haben. Wir wissen, daß vor zwei, drei Jahren die Räume unserer Übungsgelände, auf denen wir experimentelle Raketenstarts vornehmen, photographiert wurden. Was geknipst wurde, waren Versuchsgelände für die Erprobung von Raketenwaffen und nicht militärisch-strategische Raketenbasen...
Natürlich wurden auch andere Objekte photographiert, doch auch sie haben mit Raketenbasen nichts zu tun."
Zweitens ist es auch ein sehr schwieriges Unterfangen, derartige Raketenbasen in einem solch riesigen Land, wie es die Sowjetunion darstellt, auffinden zu wollen.
Eine Raketenabschußrampe beansprucht ja relativ wenig Gelände und ist bedeutend leichter zu tarnen als beispielsweise ein moderner Flugplatz mit seinen kilometerlangen Rollbahnen.
Hinzu kommt noch ein anderer Umstand:
Bereits im Jahre 1957 waren auf der Militärparade in Moskau, anläßlich des 40. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, transportable Raketenwaffen der verschiedensten Größen und Reichweiten zu sehen. Solche beweglichen Abschußrampen können natürlich verhältnismäßig schnell ihren Standort wechseln und damit eventuell doch gelungene Spionageaufnahmen völlig entwerten. Eine andere technisch interessante Möglichkeit zur Errichtung geheimer Startplätze für interkontinentale Raketen ist die Anlage von Unterwasserstützpunkten. Solch einen Stützpunkt könnte man sich im Prinzip folgendermaßen vorstellen:
In der Nähe der Küste sind große, zylinderförmige, durch einen Deckel wasserdicht verschlossene Behälter in den Meeresboden eingelassen. In ihnen befinden sich die Raketen. Durch unterirdische Treibstoffleitungen sind die Behälter mit dem Festland verbunden (Raketen mit Flüssigkeitstriebwerken dürfen erst unmittelbar vor dem Start betankt werden).
Am Ufer befinden sich — ebenfalls unterirdisch — das Treibstofflager und die Kommandozentrale mit den elektronischen Geräten zur Berechnung des Kurses und zur Auslösung des Startmechanismus. Die startfertige Rakete wird unmittelbar in ihrem Behälter gezündet, durchstößt senkrecht die über ihr liegende Wasserfläche, wobei sie eine zusätzliche Stabilisierung erhält, und schlägt dann in entsprechender Höhe die gewünschte Flugbahn ein. Derartige Anlagen sind vom Flugzeug aus kaum feststellbar.
Eine Entdeckung durch spionierende U-Boote ist ebenfalls nahezu ausgeschlossen, da diese bei entsprechenden Sicherungsmaßnahmen schon weit vor dem Stützpunkt, innerhalb der sowjetischen Hoheitsgewässer, abgefangen und vernichtet werden können.
Die Möglichkeit, Raketen unter der Wasseroberfläche starten zu können erlaubt jedoch nicht nur die Anlage von Unterwasserstützpunkten. Es liegt selbstverständlich auf der Hand, unter den gegebenen Umständen auch U-Boote mit Raketen auszurüsten, welche unmittelbar vor der gegnerischen Küste abgefeuert werden könnten.
Allerdings ergeben sich hierbei einige Schwierigkeiten, die unter Umständen in der Lage sind, die Treffsicherheit wesentlich herabzusetzen. So ist es z. B. schwer, bei Unterwasser-

fahrt den eigenen Standort genau festzustellen. Weiterhin kann durch Schlinger- und Stampfbewegungen des Bootes, sowie durch starken Wellengang die Flugbahn verfälscht werden. Doch wurden bereits Geräte und Verfahren entwickelt (Schlinger- und Stampfbewegungsdämpfer, Navigationssysteme), die in Verbindung mit einem besonders hohen Ausbildungsstand des Bedienungspersonals, die erwähnten Schwierigkeiten weitgehend ausschalten können.

Raketentragende sowjetische U-Boote sind also ebenfalls ein Faktor, den die aggressiven Kreise der USA und anderer imperialistischer Staaten in Rechnung stellen müssen, bevor sie sich entschließen, einen Krieg gegen die Länder des Sozialismus zu entfesseln.

Bereits Ende 1957 mußte der Parlamentarische Sekretär der britischen Admiralität zugeben:

„Die sowjetische U-Bootwaffe ist die mächtigste, die die Welt jemals gekannt hat, und ihre Entwicklung verlangsamt sich keineswegs."

Und der britische Luftmarschall Joubert äußerte besorgt: „Was würde aus dem anglo-amerikanischen Handel werden, dem lebenswichtigen Faktor in einem Kriege mit der Sowjetunion, wenn New York, Halifax, der Ölhafen am Golf von Mexiko, Southampton, Bristol, Liverpool und London zerstört wären? Er würde viel schneller zum Erliegen kommen als durch die Versenkung von Schiffen auf hoher See."

Doch auch für die Transportschiffe sieht Joubert im Falle eines Krieges schwarz:

„Die Annahme, daß die Mehrzahl der gegnerischen Unterseeboote mit atomaren Mittelstreckenraketen ausgerüstet ist, macht es höchst zweifelhaft, ob Geleitzüge überhaupt noch genügend Schutz gewähren können. Wenn also ... ein gegnerisches Unterseeboot einen Geleitzug durch Radar, andere Ortungsgeräte oder durch den von ihm entwickelten Rauch auf rund 30 km Entfernung ausfindig machen kann, bedarf es nur eines einzigen, in die Mitte des Geleitzuges abgefeuerten und mit nuklearer Ladung versehenen Geschosses, um alle in Frage kommenden Schiffe zu vernichten. Sollte aber aus Furcht vor solchen Angriffen von dem Geleitsystem ... abgesehen werden, dann können die älteren, mit Torpedorohren bestückten Unterseeboot-Typen ihre Beute bequem abschießen."

Die vielfältigen Möglichkeiten bei der Stationierung von Raketenwaffen lassen erkennen, wie nutzlos im Grunde genommen die amerikanischen Versuche sind, durch Luftspionage Voraussetzungen zu schaffen, um die Sowjetunion der Möglichkeit eines wirksamen Gegenschlages zu berauben. Auch wenn die USA-Spione mehr Glück bei ihrer verbrecherischen Tätigkeit gehabt hätten, wäre der gewünschte Erfolg ausgeblieben. Genosse Chruschtschow stellte in Bukarest eindeutig fest, daß es nicht möglich ist, die sowjetischen Raketenbasen „mit einem Schlag, mit zwei oder mehreren Schlägen außer Gefecht zu setzen; die Raketentechnik sichert heute in jedem Fall die Möglichkeit, einen Gegenschlag zu versetzen". **Bt.**

Truman: Ich habe einen Hammer

(Fortsetzung von Seite 340)

Am 11. Mai 1940 verläßt ein Auto den Hof des Pariser College de France[1] und fährt in Richtung Südosten. Niemand achtet auf die geräumige sechssitzige Limousine. Jeder hat an diesem Tag mit sich selbst und seiner Familie zu tun; denn seit gestern ist aus dem „komischen Krieg"[2] an der Maginot-Linie ein bitterernster Krieg geworden; seit gestern marschieren die deutschen Faschisten in Frankreich ein.

Und dennoch muß es mit der Limousine eine besondere Bewandtnis haben, wozu sonst der begleitende Geheimbeamte, wozu sonst die Siegel auf den Behältern, die im Wagen verstaut sind.

Die Fahrt endet in Riom. Dort werden die Behälter in einer Zelle des Zentralgefängnisses versteckt. Doch auch hier sind die deutschen Panzer bald nicht mehr fern. Wenige Tage bevor Petain die Kapitulation unterzeichnet, erhalten deshalb Joliot-Curie und seine Mitarbeiter den Befehl, die Behälter ins Ausland zu bringen, nach England.

Aber neue Schwierigkeiten tauchen auf. Der Gefängnisdirektor will die Behälter nicht herausrücken.

„Nur gegen einen schriftlichen Befehl des Justizministers."

„Der Inhalt der Kanister ist wertvoller als Gold. Sollen die verdammten Boches in ihren Besitz kommen? Nur weil ein Stückchen Papier fehlt?"

Das Argument wiegt schwer. Und es wiegt um so schwerer, je näher die Deutschen der Stadt kommen. Schließlich siegt im Gefängnisdirektor der Patriot über den Beamten. Er gibt nach. Mit Hilfe einiger Zuchthäusler werden die Behälter nach Clermont-Ferrand transportiert und von dort weiter nach Bordeaux.

Wieder sind einige Tage vergangen, Joliot-Curie, der in der Heimat geblieben ist, um in Paris und nicht in weiter Ferne den Kampf gegen die ungebetenen Faschisten fortzusetzen, wird zur Gestapo geschleppt. Die Nazis müssen von der Sache Wind bekommen haben.

„Auf welchem Schiff haben ihre Mitarbeiter Frankreich verlassen?"

Drei Schiffe haben an diesem Tag Bordeaux verlassen. Zwei davon wurden von deutschen Flugzeugen versenkt. Joliot-Curie nennt die Namen dieser beiden. Teilweise beruhigt, wenn auch nicht befriedigt, läßt die Gestapo für diesmal von Joliot-Curie ab. Dieser aber weiß: Seine Mitarbeiter fahren unbehelligt auf dem dritten Schiff, und mit ihnen die Behälter.

Damit war die von beiden Seiten mit großer Verbissenheit geführte Jagd zuungunsten der Nazis entschieden. Aber was war es, das die Behälter so wertvoll, so begehrenswert machte? Sie enthielten Wasser, nichts als Wasser. Allerdings kein gewöhnliches, sondern schweres Wasser.

Schweres Wasser ist kein seltener Stoff. Es befindet sich in jedem Ozean, in jedem Teich, und sogar aus der Wasserleitung tropft es. Überall auf der Erde gibt es im natürlichen Wasser 0,02 Prozent schweres Wasser. Die Atomforscher brauchten es wie das liebe Brot, jedoch in seiner reinen Form. Es mußte also von dem gewöhnlichen Wasser getrennt werden, und das kostete gewaltige Anstrengungen. Das erforderte u. a. Mengen von Elektroenergie, mit denen große Städte hätten versorgt werden können.

Schweres Wasser war bei den Nazis chronisch eine Mangelware. Auch deshalb schleppte sich ihre Atomforschung nur wie an Krücken voran. Aber sie krankte noch an anderem. Asse der Physik wie Einstein und Lise Meitner waren rassisch oder politisch verfolgt und aus dem Lande gejagt worden. Doch nicht genug damit. Ihre Theorien, die heute teilweise sogar zum ABC der Atomforschung gehören, wie z. B. die Einsteinsche Relativitätstheorie, wurden als „kulturbolschewistische Asphalttheorien" verfemt. Andere, in Deutschland gebliebene Physiker von Weltruf, unter ihnen der Göttinger Professor Hahn, bremsten auf dem Weg zur Atombombe. Die braunen Henker richteten Unheil genug an. Dazu brauchten und wollten diese Wissenschaftler ihnen nicht noch atomare Massenvernichtungswaffen in die Hand geben.

So kommt es, daß am 8. Juli 1943 in einem Berliner Amtszimmer das Stimmungsbarometer Schlechtwetter zeigt. Wütend hockt ein SS-General hinter seinem Schreibtisch. Es ist der Beauftragte für Wehrforschung an den Deutschen Hochschulen, Rudolph Mentzel. *(Fortsetzung im nächsten Heft)*

[1] Das Zentrum der französischen Atomforschung. Hier wirkte der Kernphysiker und Nobelpreisträger, der spätere Vorsitzende des Weltfriedensrates, Frederic Joliot-Curie.

[2] Frankreich und Deutschland befanden sich seit dem September 1939 im Kriegszustand. Da aber bis zum Mai 1940 keine größeren Kampfhandlungen stattfanden, nannte man diesen Krieg in Frankreich den „komischen Krieg".

Der deutsche Imperialismus meldete seine Weltherrschaftspläne an, als die Welt bereits unter die anderen imperialistischen Mächte aufgeteilt war. So mußte er bei seinen Weltherrschaftsansprüchen mit den Interessen aller Großmächte zusammenstoßen, gegen alle Welt Krieg führen. Daraus erklärt sich sein besonders aggressiver und räuberischer Charakter. Allerdings war schon vor dem ersten Weltkrieg einigen nüchternen Militärs im deutschen Generalstab klar, daß Deutschland ökonomisch und militärisch zu schwach war, um gleichzeitig gegen alle Gegner antreten zu können. So glaubten sie denn mit der strategischen Konzeption eines Blitzkrieges, mit dem Plan des raschen Niederwerfens der Gegner – und zwar einen Gegner nach dem anderen durch überraschende Offensiven – ein geeignetes Mittel gefunden zu haben, um mit unterlegenen Kräften und Mitteln einen Krieg gegen einen überlegenen Gegner gewinnen zu können. Im ersten Weltkrieg gelang ihnen das nicht. Im zweiten Weltkrieg schien der Erfolg gegen Polen und Frankreich den deutschen Blitzkriegern recht zu geben. Aber in der Sowjetunion zerstoben alle Blitzkriegserfahrungen wie die Spreu im Winde, weil den faschistischen Truppen keine kapitalistischen Söldnerarmeen, sondern ein ganzes kampfentschlossenes Volk gegenüberstand. Die deutschen Imperialisten mußten vor den überlegenen militärischen, wirtschaftlichen und moralischen Potenzen des Sowjetvolkes bedingungslos kapitulieren. In beiden Weltkriegen war es also die relative Schwäche des deutschen Imperialismus, die die Blitzkriegsstrategie entstehen und scheitern ließ.
Jetzt nehmen die westdeutschen Militaristen ein drittes Mal Kurs auf eine selbständige Aggression. Sie wollen sich durch die Vorherrschaft in der NATO das westeuropäische Potential unterordnen und einen Einfrontenkrieg gegen das sozialistische Lager führen. Sie bauen darauf, daß Westdeutschland ökonomisch zur stärksten Macht in Westeuropa

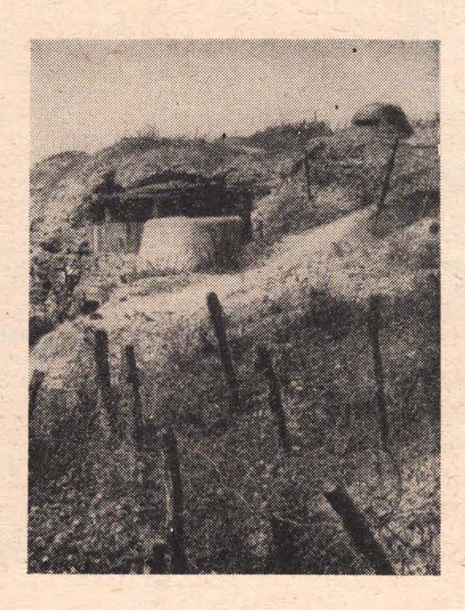
(Fortsetzung siehe 2. Bildseite)



Wenn man überlegene Gegner schlagen will, muß man sie einzeln und nacheinander blitzartig und überraschend überfallen – lehrte der Chef des Generalstabes der kaiserlichen Armee, Graf v. Schlieffen (1833–1913).



Es gelang den deutschen Imperialisten nicht, aus ihrer Isolierung herauszukommen und Koalitionen mit größeren Mächten einzugehen. Frankreich, England und Rußland schlossen sich in der großen Entente zusammen. (U. Bild: Der französische Außenminister Poincaré und Zar Nikolaus 1914 in Kronstadt)



Die deutschen Imperialisten marschierten überraschend durch das neutrale Belgien in Frankreich ein. Aber ihr blitzartiger Vormarsch erstarrte hier und in Rußland in gewaltigen Materialschlachten und im Stellungskrieg, wo sich die ganze Überlegenheit der Ententemächte auswirkte. (U. Bild: Fort Douaumont bei Verdun)

Mit dem verbrecherischen Einsatz von Giftgas bei Ypern 1915 versuchten die deutschen Militaristen noch einmal das Überraschungsmoment auszunutzen. Aber der Erfolg blieb aus. (U. Bild: Gasvergiftete britische und französische Soldaten)

Schließlich wurde der kraftmeierische deutsche Generalstab durch die schweren militärischen Niederlagen zur Kapitulation gezwungen. Aber er verbreitete die Parole: „Im Felde unbesiegt." (U. Bild: Waffenstillstandsverhandlungen 1919 im Wald von Compiégne)





Zwar lag ein gemeinsames Vorgehen der Völker gegen den gemeinsamen Feind nicht im Interesse der westlichen Imperialisten, aber der Druck der Öffentlichkeit und die Tatsache, daß der Faschismus sich auch gegen seine Gönner als seine imperialistischen Konkurrenten richtete, erzwang die antifaschistische Koalition. (U. Bild: Konferenz der Großen Drei 1943 in Teheran)



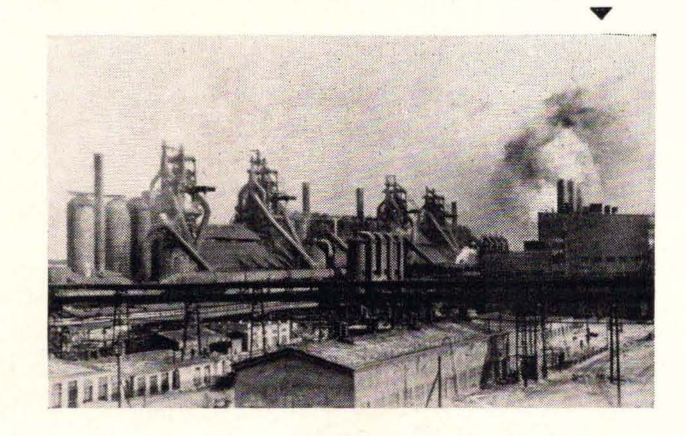
In den vorübergehend besetzten Gebieten der Sowjetunion entstand im Rücken des faschistischen Feindes unter aufopferungsvollem Einsatz und mit Hilfe der ganzen Bevölkerung eine zweite Front, die dieser nicht einkalkuliert hatte, und der er niemals Herr wurde. (U. Bild: Ukrainische Partisanen leisten den Eid)

Heusinger (Mitte), Blitzkriegsstratege der Bonner Wehrmacht, war der geistige Vater des „Plans Barbarossa", der im zweiten Weltkrieg das blitzartige Überrollen der SU vorsah und jämmerlich scheiterte. Ein schlechtes Omen für Bonn.



Blitzkriegs-strategie aus Schwäche

In den ersten drei Kriegsmonaten verlagerte die SU etwa 1360 große Industriebetriebe in die Uralgebiete. Von 1942 bis 1944 wurden 79 Milliarden Rubel in der Verteidigungsindustrie investiert. Hitlers europäische Kriegsmaschinerie konnte gegen ein Potential, wie es die sozialistische Sowjetunion hervorbrachte, nicht aufkommen. (U. Bild: Magnitogorsk – ein Zentrum der sowjetischen Verteidigungsindustrie



„Die Sowjetunion ist ein Koloß auf tönernen Füßen!" verkündeten die deutschen Militaristen 1941. 1945 mußte Nazigeneralfeldmarschall Keitel in Berlin die Urkunde über die bedingungslose Kapitulation unterzeichnen (siehe Bild).





Der Sozialismus ist stärker!

Die Armeen der Warschauer Paktstaaten stehen brüderlich vereint auf Wacht. Ihre große Verteidigungskraft schafft die Möglichkeit, die führenden Kreise der Westmächte zu zwingen, von einem Abenteuer an der Seite der westdeutschen Militaristen Abstand zu nehmen.



Auf der Zusammenkunft der Vertreter der kommunistischen und Arbeiterparteien der sozialistischen Länder am 24. Juni in Bukarest wurde die Übereinstimmung der Interessen dieser Staaten und das gemeinsame Bemühen um die Erhaltung des Friedens bekräftigt. (U. Bild: Walter Ulbricht im Gespräch mit Todor Shiwkow und Antonin Novotny.



geworden ist. Unter diesen Bedingungen halten sie diesmal den Erfolg für sicher. Zwar wissen sie, daß sie allein nichts gegen das sozialistische Lager ausrichten können, aber sie spekulieren darauf, daß in einem von ihnen ausgelösten Blitzkrieg zunächst gegen die DDR entweder die übrigen sozialistischen Staaten nicht eingreifen, oder aber, daß der Gegenschlag des gesamten sozialistischen Lagers die Westmächte zwangsläufig in den Krieg verwickelt. Alle diese Pläne sind jedoch zum Scheitern verurteilt, weil sie wiederum auf einer nun schon historischen Fehleinschätzung des Kräfteverhältnisses in der Welt beruhen. Das sozialistische Lager ist in seiner Geschlossenheit unerschütterlich, weil das Bündnis der sozialistischen Staaten auf der Gemeinsamkeit der Weltanschauung, auf der vollständigen Übereinstimmung der innen- und außenpolitischen Ziele und Interessen unserer Völker beruht. Man kann zwischen die sozialistischen Staaten keinen Keil treiben, um sie „einzeln und nacheinander blitzartig zu überfallen und zu schlagen". Außerdem ist das Aufmarschgebiet des westdeutschen Militarismus nicht nur zusammengeschrumpft, sondern die wachsende ökonomische und politische Stärke der DDR und ihr Kampf um die Erhaltung des Friedens bildet ein zunehmendes Gegengewicht. Die Staaten des Warschauer Vertrages, ja, die Sowjetunion allein ist schließlich den westdeutschen Militaristen – ob diese mit oder ohne Verbündete auftreten – so sehr überlegen, daß ein Krieg nur mit der Vernichtung der Aggressoren auf ihren eigenen Territorien enden würde.

Fieberhaft betreiben die westdeutschen Militaristen die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen und Raketen. Mit diesen Waffen fühlen sie sich wieder einmal stark genug, um ihre Ziele mit Gewalt zu erreichen und einen Überfall auf die DDR zu wagen.

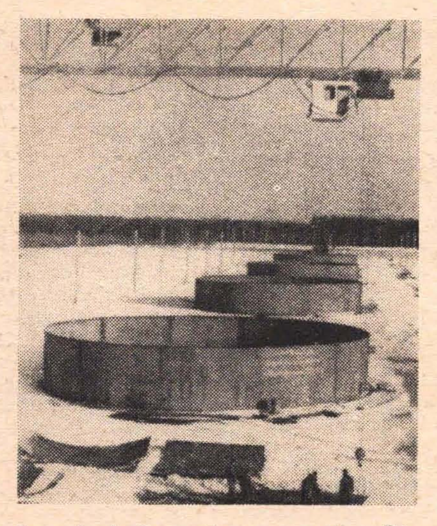


Der Abschuß der U-2 des Agenten Powers beweist die Überlegenheit der sowjetischen Militärtechnik, die bei einem Überfall auf die DDR sofort in Aktion tritt. (U. Foto: Die Trümmer der U-2 wurden auf einer Ausstellung im Moskauer Gorkipark gezeigt.)





Die Sowjetunion hat die größten erschlossenen Rohstoffvorkommen und ein ständig wachsendes Industriepotential, dessen Standortverteilung im Frieden wie im Krieg den höchsten Produktionsausstöß gewährleistet. Im Laufe des Siebenjahrplanes beziffern sich die Investitionen auf rund zwei Billionen Rubel. Gegenüber 1958 steigt die Industrieproduktion bis 1965 um 80 %. Das Wachstum der Industrieproduktion aller sozialistischen Länder betrug 1959 14,8 %.



Freunde helfen sich gegenseitig. Die unterirdische Erdölleitung aus der SU nach Polen, der CSSR und der DDR wird den wirtschaftlichen Aufschwung dieser Länder beschleunigen und der DDR bei der Erfüllung der ökonomischen Hauptaufgabe zur Sicherung des Friedens in Deutschland helfen. (U. Bild: Aufbau des Erdölverarbeitungswerkes bei Schwedt. Alle acht Minuten wird hier 1 Tonne Erdöl ankommen.)



Der Druck der Volksmassen der westlichen Staaten auf ihre Regierungen bewirkt, daß diese nicht unbedingt geneigt sind, sich vor den Kriegskarren der westdeutschen Militaristen spannen zu lassen. Die NATO ist durchaus nicht so fest gefügt, daß eine Nation zur Unterstützung der Aggression einer anderen Selbstmord begeht. (U. Bild: Protestdemonstration in London gegen den westdeutschen Militarismus.)

Fotos: Archiv Redaktion „Freie Welt" (1), Zentralbild (14), Kriegsfibel (1), Zentrales Haus für DSF (2)
Das Foto mit Heusinger entnahmen wir der im Oktober erscheinenden Broschüre „Heusinger – General und Verbrecher" des Verlages des Ministeriums für Nationale Verteidigung.



Wir drohen nicht, wir warnen!

„Das große Karthago führte drei Kriege.
Es war mächtig nach dem ersten,
noch bewohnbar nach dem zweiten.
Es war nicht mehr auffindbar
nach dem dritten."

Bertolt Brecht

„Es gibt doch einen wesentlichen Unterschied. Dieser Unterschied liegt darin, daß die Zeit für Hitler und Adenauer eine andere ist. Hitler hat das Maul aufgerissen, er konnte jedoch nicht alles verschlucken, was er wollte. Adenauer läuft der Speichel im Munde zusammen, er geifert und giftet und wütet, aber er kann sich nur die Lippen lecken, er kann sich nicht rühren. Wenn er auch nur einen Finger gegen ein sozialistisches Land hebt, werden wir ihn zerschlagen."
(Nikita Chruschtschow auf der Pressekonferenz am 8. 7. in Wien)

Tempoverlust wird aufgeholt

Eine große Wandzeitung sah ich als erstes, als ich die Unterkunft der Kompanie Schwandtner betrat. Das interessierte mich — war doch das einzige Thema die Erfüllung des Kampfauftrages der Partei an die FDJ zur Herstellung von Disziplin und Ordnung. Zwei Unteroffiziere, ein Kraftfahrer, ein Schütze sagten ihre Meinung. Und gleich daneben Karikaturen, die konkret und witzig Fehler und Verstöße bestimmter Genossen anprangerten. Ich sagte mir: Ganz ordentlich. Hier wird also etwas getan.

Damit hatte ich mich auch nicht geirrt. Die Genossen der Kompanie haben seit dem Parteiaktiv eine Reihe von Erfolgen errungen. Vor allem auf ihre Ergebnisse in der Ausbildung können sie stolz sein. Nehmen wir als Beispiel den Zug des Genossen Unterleutnants Philipp. Der Zug erreichte beim Einzelgefechtsschießen die Note 1,5, beim Schießen der 3. MPi-Übung die Note 1, für den 7500-m-Lauf wurden nur 34:34,0 Minuten benötigt, die besten Zeiten lagen erheblich tiefer.

Und wie sieht's mit der Disziplin und Ordnung aus? Unterleutnant Philipp zögert etwas, bevor er antwortet. „Auch auf diesem Gebiet sind wir vorwärtsgekommen. Aber das sind nur Anfangserfolge auf Randgebieten, den entscheidenden Durchbruch haben wir noch nicht erreicht. Es gibt noch eine Menge Dinge, die uns nicht gefallen."

Diese Mängel liegen nicht in der inneren Ordnung. Die Unterkünfte sind ordentlich und sauber, Bettenbau und Schrankordnung entsprechen durchaus vernünftigen Maßstäben. Wo liegt aber dann der Hase im Pfeffer?

Es liegt an dem manchmal mangelhaften Verständnis einiger Genossen für die Notwendigkeit der Disziplin. Da wird noch über Befehle diskutiert, und die betreffenden Genossen sind der Meinung, im Einsatz würde das von selbst wegfallen. Sie verstehen noch nicht, welche Folgen eine solche Einstellung auch nur bei einzelnen haben kann. Da wird die militärische Pünktlichkeit verletzt, weil ihnen noch nicht klar ist, was der Kampf um maximalen Zeitgewinn bedeutet. Und da ist vereinzelt auch undiszipliniertes Verhalten gegenüber Vorgesetzten, besonders gegenüber den Unteroffizieren.

Wie schon gesagt, in der Kompanie wird der Kampf um die Beseitigung dieser Übel geführt. Es gab eine Kompanieversammlung über den Kampfauftrag, in den Zügen, z. B. im Zug des Genossen Philipp, wurde mit den einzelnen Genossen gesprochen, aber trotzdem spürt man nicht überall die Atmosphäre des Kampfes, der Auseinandersetzung.

Dafür gibt es einige Ursachen.

Die erste: Man hat zuviel Zeit verloren. Erst Anfang Juni, also zwei Monate nach dem Parteiaktiv, wurde mit der Erfüllung des Kampfauftrages begonnen. Die Wurzel liegt einfach darin, daß man nicht richtig mit der Armeepresse arbeitet, denn dann braucht man nicht auf Anweisungen zu warten.

Die zweite: Die Bemühungen sind noch zu sehr auf die Vorgesetzten beschränkt. Natürlich fällt das in ihre unmittelbaren Aufgaben. Aber nicht von ungefähr erteilte die Partei der FDJ diesen Auftrag. Hier soll durch kämpferische Auseinandersetzungen und die gegenseitige Erziehung der Genossen selbst die Aufgabe gelöst werden. Pflicht der Vorgesetzten ist es, die Initiative der Jugendorganisation zu fördern, sich auf sie zu stützen und ihr die Schwerpunkte zu zeigen. Das wurde aber bisher versäumt. Auch die Parteiorganisation, die über diese Fragen beriet, hat nicht rechtzeitig verstanden, daß der Kampfauftrag nur durch Masseninitiative erfüllt werden kann. Inzwischen wurden bereits Schritte dazu unternommen. Junge Parteimitglieder erhielten den Auftrag, eine arbeitsfähige Leitung und damit eine schlagkräftige Organisation zu schaffen. Es erscheint auch notwendig, gründlich die Ergebnisse der Beratung mit Unteroffizieren auszuwerten, die die FDJ-Organisation Wippler organisierte. Auf zwei Dinge kommt es an. Die FDJ-Organisation muß ihre Hauptaufmerksamkeit den untersten Kommandeuren, den Unteroffizieren, zuwenden und ihnen dabei helfen, daß jeder ihrer Befehle und jede Anordnung unbedingt durchgesetzt wird. Andererseits aber müssen die Unteroffiziere begreifen, daß die FDJ ihre beste Hilfe ist, und daß sie deshalb alles tun müssen, um eine gute FDJ-Arbeit zu entwickeln.

Im Zug Philipp spielte sich der Hauptkampf um die Aufstellung persönlicher Kompasse ab. Einige Genossen vertraten die Meinung: Ein Kompaß — das ist doch nur Papierkrieg. Unterleutnant Philipp und auch Unteroffizier Neuse führten dagegen einen hartnäckigen Angriff. In zahlreichen persönlichen Aussprachen widerlegten sie diese Meinung, erklärten, warum wir gerade jetzt so großen Wert auf die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft und auf die Verbesserung von Disziplin und Ordnung legen. Sie erreichten, daß die Masse der Genossen auf der Grundlage des Kampfprogramms einen Kompaß ausarbeitete. Das Erfreuliche ist, daß die Verpflichtungen, die sie eingingen, sehr real auf die Lage des Zuges und die persönlichen Schwächen zugeschnitten sind. Nehmen wir als Beispiel den Unteroffizier Neuse — ich greife dabei nur einige Punkte heraus —: Bester Gruppenführer, Schützenschnur, alle Ausbildungsaufgaben mit gut, einwandfreie Waffenpflege und keine Vorkommnisse in der Gruppe. Gefreiter Franz stellt sich ähnliche Aufgaben und dazu als besondere Verpflichtungen im Juni das Erlernen einiger Dinge im Erkennungsdienst und die Beherrschung der Normen in der Schutzausbildung. Diese zusätzlichen Aufgaben wechseln bei ihm und auch bei anderen Genossen jeden Monat und helfen, die bei ihnen von den Vorgesetzten erkannten Schwächen zu beseitigen.

Hier bieten sich also die Ansatzpunkte für die Erringung neuer Erfolge und auch für die Erfüllung des Kampfauftrages der Partei an die FDJ. Alle Genossen dazu bringen, daß sie sich selbst Ziele stellen und ihnen dann auch bei der Erfüllung helfen und darüber wachen, daß der Kompaß eben nicht nur Papierkrieg bleibt, die FDJ-Organisation stärken und die Genossen so erziehen, daß das Kollektiv keine Seitensprünge duldet — darauf kommt es an. Kompanieleitung und Parteiorganisation sind durchaus in der Lage, erfolgreich diesen Weg zu gehen. Sie sind auch selbst fest davon überzeugt, daß sie den Tempoverlust aufholen und aus dem guten Mittelfeld mit an die Spitze vorrücken werden. Ein Stockwerk unter ihnen liegt die Kompanie, in der die Genossen Kelm und Brückner nach dem Vorbild der Besatzung Seeber arbeiten. Vielleicht sollte die Kompanie Schwandtner mit dieser Kompanie in den Leistungsvergleich treten, um gemeinsam noch schneller das Ziel zu erreichen? Us.



Leutnant Bocks Rechnung:

Vorbild
+ Disziplin
= Erfolg



Von Hauptmann Schubach,

ständiger Mitarbeiter

„Gibt es noch Fragen?“ Mit diesen knappen Worten beendet der mittelgroße, dunkelblonde Leutnant seine Besprechung mit den Unteroffizieren. Prüfend blickt er auf die im Arbeitszimmer der Zugführer versammelten Gruppenführer. „Habe ich auch nichts vergessen“, mögen seine Gedanken sein, und einer der Gruppenführer, ein kleinerer, stämmiger Stabsgefreiter, scheint ihn an etwas zu erinnern. An diesen Genossen gewandt, sagt er:
„Ich habe mich heute gefreut. Sie haben Ihre Aufgabe als Zugdienst gut erfüllt. Sie verstanden, sich durchzusetzen, der Frühsport sowie der Dienst verliefen reibungslos.“
Noch einige Fragen, dann hört man, wie Hacken zusammenschlagen, ein Gruppenführer nach dem anderen verläßt das Zimmer.
Wer ist dieser junge Leutnant, der so bestimmt seine Anweisungen erteilt? Der selbst eine alltägliche Sache, wie einen guten Diensthabenden, nicht zu würdigen vergißt?
Es ist das Parteimitglied Leutnant Bock. Erst ein halbes Jahr ist er Zugführer in der Einheit Hoffmann. Wenn jedoch seit dem 8. Mai 1960 die Fahne für den Sieger im sozialistischen Wettbewerb der selbständigen Einheiten hier einen festen Platz hat, so hat dieser zielstrebig arbeitende Offizier daran nicht unwesentlichen Anteil.
Es war im Dezember, als Genosse Bock neu zur Einheit versetzt wurde. Eine der ersten Aufgaben sah er darin, die Genossen kennenzulernen. Auch er stellte sich vor. So erfuhren dann die Genossen, daß ihr Zugführer Reichsbahnbetriebsschlosser gelernt hat und danach als hauptamtlicher Funktionär der FDJ im RAW Halle in verschiedenen Funktionen arbeitete.
Im Jahre 1954 reifte in ihm der Entschluß, ebenfalls, wie die vielen jungen Arbeiter, die er selbst geworben hatte, in den bewaffneten Kräften unserer Republik den Schutz unseres Aufbauwerkes zu übernehmen.
Es folgten drei Jahre Offiziersschule, danach der Einsatz als Zugführer in einer Artillerieeinheit.

✶

Das neue Ausbildungsjahr begann. Angesichts der forcierten Atomaufrüstung in Westdeutschland stellte die Partei die Forderung nach der schnelleren Erhöhung der Gefechtsbereitschaft. Genosse Bock gehört zu den Offizieren, die mit Beginn des Jahres die von der Partei der Arbeiterklasse gestellten, auf dem Parteiaktiv und der Delegiertenkonferenz präzisierten Aufgaben sehr gewissenhaft zu erfüllen begannen.
Ich kann die Aufgabe nur lösen, wenn ich mich auf ein festes Kollektiv stütze, wenn die Parteimitglieder des Zuges mit gutem Beispiel vorangehen, sagte er sich.
In individuellen Aussprachen, Diskussionen auf den Stuben versteht er es, die Genossen seines Zuges zum Kampf für die volle Erfüllung des Ausbildungsbefehls anzuspornen. Kritisch beurteilt er die Arbeit einzelner Unteroffiziere, gibt Ratschläge und hilft. Doch um Wissen zu vermitteln, muß man selbst viel wissen. So sieht man den Genossen Bock sehr oft beim Studium von Fachliteratur, die er für seine Funktion als Schallmeßzugführer notwendig braucht.
Monate vergehen. Gewissenhaft und zielstrebig arbeitet Genosse Bock an der ständigen Erhöhung der Einsatzbereitschaft seines Zuges. Eine wichtige Voraussetzung dazu sieht er in einer festen Disziplin und Ordnung. Im Zug des Genossen Bock herrscht mustergültige Ordnung. Das beginnt mit dem pünktlichen Tagesdienstablauf, geht über die Sauberkeit auf den Stuben, die geordnete Nachweisführung über die Politunterrichte, die militärische Ausbildung, die Normerfüllung u. a. m. bis zur letzten vollzähligen Schraube an den für die Einsatzbereitschaft so wichtigen Spezialgeräten. Konsequent und beharrlich werden alle Befehle durchgesetzt. So erscheinen die Gruppenführer täglich zur mündlichen Einweisung. Sorgfältig werden die für den Unterricht erarbeiteten Unterlagen kontrolliert. Alle größeren Aufgaben aber werden erst im Kollektiv der Parteimitglieder beraten. Dazu muß man wissen, daß, als der Genosse Bock den Zug übernahm, lediglich zwei Genossen Mitglieder bzw. Kandidaten unserer Partei waren. Heute sind vier Genossen Mitglieder der SED und drei weitere Angehörige des Zuges stellten den Antrag um ihre Aufnahme. Ein Ergebnis der systematischen politisch-ideologischen Erziehungsarbeit des 24jährigen Zugführers.
Nicht immer verläuft alles nach Wunsch. Doch ist es nicht ein Zeichen von großem Vertrauen, wenn junge Soldaten ihren Zugführer aufsuchen und mit ihm über Schwächen sprechen?
Der Kanonier Mangersdorf tat dies. Er sagte z. B., daß der Ton, mit dem Genosse Bock in der Exerzierausbildung zu korrigieren trachte, nicht immer der richtige sei. Genosse Bock war ihm dankbar für diesen Hinweis und änderte sein Verhalten.

✶

Monate vergehen schnell, besonders wenn große Aufgaben warten. Dort, wo systematisch gearbeitet wird, bleiben Erfolge nicht aus. So ist es auch mit der Arbeit des Parteimitgliedes Bock. Die Überprüfung der Einzelausbildung kam heran. Das Ergebnis im Zug Bock lautet: Note „gut“. Weiter wird die Gefechtsbereitschaft erhöht, indem Genosse Bock den Wettbewerb von Kanonier zu Kanonier in der Erfüllung der Gefechtsnormen organisiert. So wetteiferten die Genossen Kanoniere Arnold und Janos im Berechnen der Anfangsangaben. Heute unterbietet Genosse Janos die Norm von fünf Minuten für die Note „ausgezeichnet“ bereits um 20 Sekunden. Die gegenseitige Ersetzbarkeit aller Genossen des Zuges ist nahezu gewährleistet. Unteroffizier Angerer z. B. kann jederzeit die Funktion des Genossen Bock als Schallmeßzugführer übernehmen und diese in allen Gefechtslagen ausüben.
Ja, nüchterne Feststellungen sind das: „Der Zug Bock ist einsatzbereit, die Einsatzbereitschaft des Zuges hat sich weiter erhöht“ usw., dazu nüchterne Zahlen. Wieviel Schweiß, zähe Energie und Anstrengung liegen darin? Vor allem aber eines: das Bewußtsein, alles für den sicheren Schutz unserer sozialistischen Heimat zu geben.
Das neue Kampfprogramm des Zuges Bock ist auf den 11. Jahrestag der Republik gerichtet. Unter der Losung „Keiner siegt für sich allein“ kämpfen die Genossen um eine noch höhere Qualität der Gefechtsbereitschaft. Das Parteimitglied Leutnant Bock wird nicht eher ruhen, bis auch dieses Programm erfüllt sein wird.

Das Auge des Kommandeurs

Auf dem Sandweg, der zur Fernverkehrsstraße führt, nähert sich ein SPW. Vor der breiten asphaltierten Straße stoppt das Fahrzeug. Fünf Augenpaare suchen das Gelände ab, die Straße ist frei. Es ist eine der voraussichtlichen Marschstraßen des Verbandes. Auf ihr geht die Fahrt in südlicher Richtung weiter zu einer Brücke. Ist sie passierbar oder zerstört? Befindet sie sich schon in den Händen des „Gegners"? Einen der „weißen Flecke" auf der Karte des Kommandeurs gilt es aufzuklären. Regen peitscht dem am MG stehenden Gefreiten ins Gesicht, und es macht Mühe, die Augen aufzuhalten. Da taucht die Brücke auf. Unteroffizier Rusch befiehlt Halt und springt mit dem Soldaten Richter vom Fahrzeug. An die Böschung des Straßengrabens gepreßt starren sie zur Brücke. Hat sich dort etwas bewegt? Nichts! Unverändert ragen die Pfeiler aus dem Wasser. Sprungweise arbeiten sich die beiden vorwärts, die Waffe im Anschlag. Es regnet stärker. Immer mehr dringt die Nässe durch die Kleidung. Nur noch 20 m, auf einen Wink hin übernimmt Soldat Richter den Feuerschutz, der Unteroffizier springt auf und läuft über die Brücke. Sie ist frei! Kurze Zeit später zeichnet der Stabschef auf der Karte des Kommandeurs um diese Brücke einige rote Striche.

*

Röntgenaugen möchte Unterleutnant Briesemeister haben, als er durch das Fernglas die Häuser des Dorfes beobachtet. Nichts Verdächtiges ist zu sehen. Kilometer vor der eigenen Truppe bewegt sich der Aufklärungstrupp auf der Marschstraße, die jetzt durch dieses Dorf führt. Die beiden SPW fahren in den Ort, verhalten und geben sich vorsichtig an jeder Ecke gegenseitig Deckung. Außer einigen Hunden, die anschlagen, ist nichts zu sehen. Jetzt passieren sie den Ortsausgang, wieder sieht Unterleut-



Eine Diversantengruppe wurde vom Gegner im Raum X abgesetzt, in dessen Mittelpunkt ein einsames Dorf liegt, so recht als Schlupfwinkel geeignet. Feldwebel Kunze hat die Aufgabe, mit seinem Aufklärungstrupp diese Gruppe aufzuspüren und zu vernichten. Gedeckt hat sich das Fahrzeug an den Dorfrand herangearbeitet. In seinem Feuerschutz arbeiten sich die Schützen vor.

nant Briesemeister das Gelände durch das Glas ab. Müdigkeit macht sich nach der durchwachten Nacht bemerkbar und drückt auf die Augen, daß sie schmerzen. Mit einem Ruck hält er in der Bewegung inne. Tatsächlich, eins, zwei, vier, fünf Staubwolken zeichnen sich am Horizont ab. Der „Gegner". Die Befehle an den Trupp, in Deckung zu gehen und Beobachter vorzuschicken, sind schnell gegeben. Gleichzeitig schaltet er das Funkgerät auf Sender und setzt die Meldung über den erkannten „Gegner" ab.

*

An der engsten Stelle der Straße, in einem Scheunentor versteckt, steht mit laufendem Motor der SPW. Wenn er sich weit vorbeugt, kann der Fahrer die leicht ansteigende Kurve einsehen. Und wenn er genau hinsieht, entdeckt er auch die Soldaten Lorenz und Römer, die hinter der niedrigen Mauer des Kinderspielplatzes in Deckung liegen. Wenn der „gegnerische" Aufklärungstrupp sie passiert hat, dann muß der SPW auf die Straße rollen und den Weg versperren. Römer und Lorenz werden dann mit ihren MPis die Falle schließen.

Vorwärts! Noch ehe die Besatzung des gegnerischen Trupps überlegen kann, sitzt sie in der Falle.

Gefangene und wertvolles Kartenmaterial übergeben die Aufklärer nach diesem Handstreich dem Stab und erleichtern die Verfolgung des „Gegners".

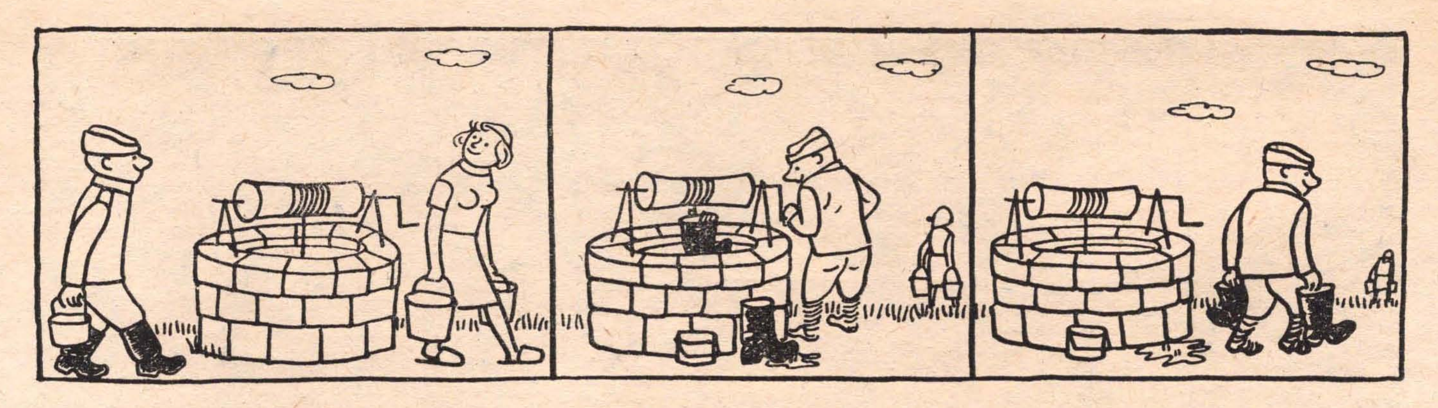
Die Augen, die für den Kommandeur sehen. Tagelang beobachten die Aufklärer Bewegung und Bewaffnung des „Gegners". In kühnen Handstreichen besorgen sie Material über ihn, und, weit vor den eigenen Truppen handelnd, bewahren sie diese vor Überraschungen. Ihre Meldungen werden wie Steinchen eines Mosaiks zu einem Bild zusammengesetzt.

Der „Gegner" hat die Absicht erkannt. Um seine Verfolger aufzuhalten und Zeit zu gewinnen, legte er Sperren an. Die Erfahrung lehrt, daß Minen eingebaut werden, die beim Räumen explodieren. Mit dem Spillseil zieht der SPW die Sperre aus sicherer Entfernung auseinander.



In der Gefechtsordnung der angreifenden Einheit fahren die Aufklärer. Sie warten auf den richtigen Moment, um beim Kampf in die Tiefe der „gegnerischen" Verteidigung tief in das Hinterland vorzustoßen, um neue Informationen zu sammeln, die die Führung erleichtern.





Nachgestiefelt

Licht unter dem Scheffel

Von Hauptmann Rolf Dressel

Überall in den Einheiten bestehen Rationalisatorenkommissionen und -kollektive. Sie sollten regelmäßig ihre Arbeit analysieren und nach neuen Möglichkeiten suchen, durch Verbesserungen und Vereinfachungen der Arbeit die Gefechtsbereitschaft zu erhöhen und Zeit und Mittel einzusparen. Im Truppenteil Lätzer, wo Genosse Günther Vorsitzender des Rationalisatorenrates ist, wurde das gemacht.

Im ersten Halbjahr 1960 haben die Angehörigen dieser Fliegereinheit eine ganze Reihe Verbesserungen eingeführt. Ein handlicher Prüfkoffer für elektrische Spezialgeräte, von Genossen Oberfeldwebel Hoffmann im Februar fertiggestellt, hat längst seine Bewährungsprobe bestanden, ebenso ein vom Genossen Oberfeldwebel Spring vereinfachter Prüfstand, bei dem ein hochwertiges Quecksilbermanometer eingespart wurde. Von der großartigen Initiative der Rationalisatoren dieser Einheit, die meistens in der TDK beschäftigt sind, zeugen viele weitere Verbesserungen. So eine Lichtanlage für den Wechselgefechtsstand des Stabes, ein unter Verwendung eines alten Motors hergestelltes transportables Anlaßaggregat für Flugzeuge, das Anbringen von mehreren Steckdosen unterschiedlicher Ampere-Stärken an einem anderen Aggregat sowie ein übersichtliches Journal für Staffelingenieure, aus dem sie alle für den Alarmfall wichtigen Angaben ohne langes Suchen und Rechnen entnehmen können.

So weit, so gut. Bei der Analyse ihrer Arbeit mußten die Genossen jedoch feststellen, daß ihnen einige unverzeihliche Fehler unterlaufen sind.

„Obwohl wir Anfang des Jahres die Arbeit richtig organisiert hatten", sagte Genosse Günther, „schlief sie infolge einiger Schwierigkeiten wieder ein. Die in den Staffeln bestehenden Kollektive machten bald nichts mehr. Wir haben es versäumt, alle unsere Vorschläge an die übergeordneten Organe einzureichen. Die Zahl der Vorschläge könnte noch höher sein, wenn wir systematischer und zielstrebiger gearbeitet hätten". Richtig, bei der Rationalisatorenkommission der Luftstreitkräfte lagen bis dahin nur vier Vorschläge aus dem Truppenteil Lätzer vor. Die Genossen haben jedoch gar keinen Grund, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen. Nach vorsichtigen Schätzungen kommen sie mindestens auf 12 Vorschläge, die bereits verwirklicht sind.

Sie reichten die eingebrachten Vorschläge einfach nicht alle ein, weil sie meinten, daß ein Teil der herbeigeführten Verbesserungen Selbstverständlichkeiten seien, die es in anderen Einheiten längst gäbe. Es war ihre falsche Bescheidenheit, die sie so handeln ließ.

Genosse Günther sowie der Kommandeur und der Politstellvertreter versicherten, daß sie künftig nicht mehr mit den Verbesserungsvorschlägen hinter dem Berge halten wollen. Genosse Oberfeldwebel Hoffmann, einer der Rationalisatoren, fügte aber noch hinzu: „Man hört über die Rationalisatorenarbeit viel Angenehmes, aber auch manches Unangenehme. Wenn man z. B. etwas eingeschickt hat zu einer Ausstellung usw., dann muß man Angst haben, es nicht wieder zurückzukriegen. So ging es mir jedenfalls mit einem Prüfkoffer. Ich erhielt ihn erst nach mehreren Rückfragen wieder. Die dazu gehörigen, ebenfalls selbst hergestellten Anschlußkabel habe ich bis jetzt noch nicht wieder."

Oho, das gilt dem Genossen Fengler und seinen Mitarbeitern in der Kommission des Kommandos der Luftstreitkräfte. Es kommt noch hinzu, daß Vorschläge erstens zu lange (der von Unteroffizier Fust ist schon seit Dezember 1959 eingereicht und noch immer unbeantwortet) und zweitens nur auf dem Papier bearbeitet werden (fast niemand sieht sich bei der Entscheidung die Neuentwicklungen an). Auch mit der Auszahlung der gesetzlich zustehenden Prämien dauert es seine Zeit. Solche Erscheinungen sollten den übergeordneten Kommissionen Veranlassung sein, ihre Arbeit zu verbessern und vor allem die Anleitung in den Einheiten, an Ort und Stelle zu verstärken.

Eine oft auftretende Schwierigkeit ist die Geldfrage. So brauchte Unteroffizier Heimann für einen von ihm entwickelten Werkzeugkasten nur etwa 20,— DM für Griffe, Schlösser und ein paar kleine Schilderchen. Für „Neuanschaffungen" bekam er jedoch keinen Auftrag. Folglich ließ er ihn „für „Reparatur" ausstellen, sagte seinem Händler warum und wieso und kam erst auf diesem Umweg zu den benötigten Kleinigkeiten. Ist das aber notwendig? Sollten in der Finanzwirtschaft hier nicht beweglichere Möglichkeiten zu finden sein, um den Rationalisatoren und Erfindern die Arbeit zu erleichtern? Mancher Ärger und damit verbundene Lustlosigkeit könnten damit vermieden werden.

Trotz solcher Schwierigkeiten hat der vom Genossen Günther geleitete Rationalisatorenrat im Juli begonnen, seine Arbeit zu verbessern. So wurden die Kollektive in den Staffeln neu gebildet und erhielten konkrete Aufträge. Die Partei- und FDJ-Organisationen und deren Leitungen befassen sich jetzt öfter mit der Rationalisatorenbewegung. Sie halfen dem Rat auch bei der Erarbeitung der in nächster Zeit zu lösenden Schwerpunktaufgaben, die auf die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft gerichtet sind. Es sind

a) Senkung der Kontrollzeiten in der TDK unter gefechtsmäßigen Bedingungen;
b) Senkung der Zeiten für den Wiederholungsstart;
c) Schnellere Herstellung der Alarm- und Verlegebereitschaft.

Auf dieser Grundlage gibt der Rat den Kollektiven in den Staffeln und Trupps regelmäßig Aufträge, die sie zu erfüllen haben.

Vor allem wollen die Genossen des Rates mehr System in ihre eigene Arbeit bringen. Monatlich zwei Sitzungen sollen nicht nur die vorliegenden Vorschläge prüfen, sondern auch helfen und kontrollieren, wie die Kollektive in den Staffeln arbeiten, welche Ergebnisse und Schwierigkeiten sie haben.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Genossen auf diesem Wege die Gefechtsbereitschaft ihrer Einheiten weiter steigern.

Der Bauer und sein Soldat

Von Werner Ketzel

Der Soldat schlich lautlos durch das dichte Buschwerk. Kurz bevor sich das Gestrüpp zu lichten begann, legte er sich auf die feuchte Erde. Es roch nach faulendem Laub. Eine Maus verkroch sich rasch in ihr Loch, als sie den daherkriechenden Menschen gewahrte.

Je näher Rolf dem zerfahrenen Feldweg kam, desto behutsamer benahm er sich. Stück für Stück glitt er über den Boden. Ein wirr wuchernder Strauch bot ihm genügend Deckung.

Vor ihm breitete sich eine saftig-grüne Wiese aus, auf der hie und da kleine umbuschte Weiher silbern glänzten. Am Bach in der Senke wurzelten runzlige Weiden, die ihre Ruten wie die Stacheln einer Drahtbürste emporreckten.

Rolf hatte es sich bequem gemacht. Er lag an einer günstigen Stelle. Von hier aus mußte er jede Regung des „Gegners" wahrnehmen. Zu seiner Linken schlängelte sich der holprige, vom Regen ausgewaschene Feldweg hin. Angestrengt lugte der Soldat hinüber zum Hochwald.

Auf dem Weg, der hundert Meter weiter eine scharfe Krümmung machte, sah er einen Mann, der ein Fahrrad neben sich herschob, und geradeswegs auf ihn zulief. Rolf lag still. Kein Ästchen rührte sich.

„Ruhig liegen bleiben", dachte er, „der Alte wird mich nicht bemerken."

Der Mann stiefelte heran. Angetan mit einer erdverschmierten Hose und einer von Wind und Wetter vergilbten Jacke, verriet er den Bauern. Schnüffelnd sog er die milde Luft ein. Auf seinem wetterbraunen Antlitz spielte ein schelmisches Lächeln.

Der Soldat malte sich aus, wie entsetzt der Bauer wohl wäre, spränge er plötzlich aus seinem Versteck hervor. Ein paar Schritte vor Rolf blieb der Bauer stehen. Mit einem vielsagenden Lächeln betrachtete er das Buschwerk, kratzte sich überlegend am Kopf, und sagte: „He, Soldat, dachtest wohl, der Alte latscht an dir vorbei?"

Rolf blieb die Antwort schuldig. „Komischer Kauz", dachte er, den Bauern aufmerksam musternd.

Der legte sein Fahrrad zur Seite.

„Guten Tag Soldat", sagte er mit einer Stimme, als wollte er sagen: kannst wohl nicht reden?

„Na, denn guten Tag" entgegnete Rolf teilnahmslos.

Der Bauer bückte sich langsam zu Rolf nieder.

„Paß auf Junge, den Ast da, etwas weiter nach rechts."

Behutsam drückte er den Ast zu Rolfs Ohr hin.

„So, jetzt ist's gut so, kein Hund würde dich mehr sehen."

Rolf lächelte über den gutmütigen Alten der ihm eine Lektion über das Tarnen hielt. Als er sich erheben wollte, sagte der Bauer, mit einem kleinen Vorwurf in der Stimme: „Liegen bleibst du, soll'n dich wohl sehen, die da drüben", mit einer fast unmerklichen Kopfbewegung deutete er zum Wald hin. „Sollst doch beobachten, was?"

„Hast recht", meinte Rolf, „wenn du mich nicht schon verraten hast."

Der Alte blickte ein wenig beleidigt drein.

„Hab' ich mich so dußlig benommen? Die werden doch nichts Verdächtiges daran finden, wenn sich mal'n Bauer bückt."

Rolfs Blick glitt über die kräftige Gestalt des alten Bauern.

An seinem Rockaufschlag entdeckte er das kleine Abzeichen mit den eng verschlungenen Händen vor der roten Fahne.

Plötzlich lag der Genosse neben ihm hinter dem Busch.

„Das gefällt dir wohl so?" sagte Rolf.

„Und ob, jetzt werde ich mal für ein Viertelstündchen Soldat spielen." Und lachend fügte er hinzu: „Weißt doch, vier Augen sehen mehr als zwei."

„Meinetwegen, bleib liegen, aber zuck dich nicht, verstehst du?"

Der Bauer beobachtete bereits das Gelände. Aufmerksam lugte er durch die Äste. „Machst mir nichts vor, Junge." Und dann bat er eifrig seinen Gefährten: „Los, erkläre die Lage."

Der Soldat erläuterte die angenommene Situation.

„Verstanden", meinte der alte Genosse.

Die mattglänzende Maschinenpistole weckte sein Interesse. Behutsam, als betaste er etwas Leichtzerbrechliches, strich er mit seiner schwieligen Hand über die Waffe. Sein Gesicht hatte plötzlich einen ernsten Ausdruck. Abwechselnd blickte er auf die Waffe und auf den jungen Soldaten.

„Weißt du, Junge," sagte er dann leise, „da wird's einem alten Genossen richtig warm ums Herz, wenn er eine solche Waffe befühlen kann." Er überlegte noch einen Moment und fügte hinzu: „Weils nämlich die unsrige ist."

„Ja", meinte Rolf, dem ein nicht alltägliches Gefühl in der Kehle saß.

„Siehst du was?" fragte er den Genossen.

„Ja, dort", er zeigte zu einem sanft ansteigenden Hügel.

„Wenn mich meine alten Augen nicht täuschen, kriecht dort einer".

„Zwei sind's", verbesserte Rolf. Er reichte ihm das Fernglas hin:

„Hier, nimm!"

Der Alte führte es an die Augen.

„Nicht schlecht", brummelte er vor sich hin, „sind kaum zu erkennen ... hm ... hm ... prima Kerle ... gut getarnt, na wer sagt's denn, jetzt sind sie weg, einfach nicht mehr zu sehen."

Der Soldat hatte seinen Auftrag ausgeführt.

Sie krochen ein wenig rückwärts ins dichtere Unterholz. Der Bauer putzte sich die dürren Halme und Ästchen von der Kleidung. Dann verabschiedeten sie sich.

„Mach's gut", sagte der Bauer, „vielleicht treffen wir uns mal wieder." Bevor er auf den Weg trat, wandte er sich noch einmal um: „Kannst mich ja auch mal besuchen, dort drüben ist unsre Genossenschaft."

Illustrationen: Klimpke



Erste praktische Fahrstunde. Noch etwas unsicher sitzt Genosse Gefreiter Schwalbe hinter dem Lenkrad. Oberfeldwebel Freimann ist als Fahrlehrer eingesprungen, weil Kollege Beyer mit seiner Klasse gerade einen Ausflug macht. Den Traktor liehen sich die Genossen von einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, die das Bestehen solcher Zirkel freudig begrüßt und bereitwillig unterstützt.

Maismusketiere von morgen

FOTOS: BARKOWSKY
TEXT: DRESSEL

Man ist noch kein Traktorist, wenn man nur fahren kann. Dazu gehören auch Kenntnisse über Acker- und Pflanzenbau. Kollege Hinz (links) beim Unterricht über Getreide. Das kennt doch jeder, wird mancher meinen. Wirklich? Was die Genossen über Aussaat, Pflege, Düngen, Wachstum, Reifen und Ernte hörten, war ihnen nur zum Teil bekannt.



Die Erntezeit ist da. Es ist eine reiche Ernte dieses Jahr; denn sie wird erstmalig in der großen Gemeinschaft der vollgenossenschaftlichen Dörfer unserer Republik eingebracht. Das große Wir hat das kleine Ich besiegt. Und wo es um die Erfüllung unserer gemeinsamen Aufgaben geht, dort stehen die Angehörigen der Nationalen Volksarmee nicht abseits. Überall helfen sie, die reichen Früchte des Bodens vom Felde zu holen, weil sie sich eng mit den Genossenschaftsbauern verbunden fühlen, weil sie selbst Söhne von Arbeitern und Bauern sind.

Eine besonders gute Hilfe für unsere sozialistische Landwirtschaft leisten die Genossen im Truppenteil Richter. Über die freiwilligen Arbeitseinsätze in den LPG hinaus haben sich dort über 30 Genossen in zwei Zirkeln zusammengeschlossen, um Traktoristen zu werden. Wöchentlich treffen sie sich in ihrer Freizeit vier Stunden und eignen sich alles an, was ein guter Traktorist für seine Arbeit benötigt.

Zwei Lehrer von der Gewerblichen Berufsschule des Standortes haben im Auftrag der Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse die Ausbildung der Genossen übernommen. Kollege Beyer bringt ihnen die Geheimnisse des Motors und des Fahrens mit dem Traktor bei. Kollege Hinz macht sie mit den wichtig-



Von der Pike auf muß jeder Zirkelteilnehmer den Traktor kennen. Zuerst erlernten sie technische Daten und Arbeitsweise eines Motors im Schnittmodell. Dann gab es praktischen Unterricht am Fahrzeug. Hier gibt Genosse Freimann letzte Hinweise, damit sie auch richtig schalten können.

Distel, Wicke, Hedrich, Kornblume oder Schachtelhalm? Das ist hier die Frage. Unkraut hat im Getreidefeld ebensowenig zu suchen wie der Kamm auf der Butter. Durch sorgfältige Pflegearbeit kann auch der Traktorist helfen, die Felder unkrautfrei zu machen und dadurch die Erträge zu steigern. ▶



sten Dingen im Ackerbau und in der landwirtschaftlichen Technik vertraut. Lehrziel beider Zirkel ist der Facharbeiterbrief als Traktorist und die Fahrerlaubnis Klasse V. Wenn die Genossen also ihren Ehrendienst in der Volksarmee beendet haben, werden sie als qualifizierte Facharbeiter in die Landwirtschaft gehen. Wer weiß, vielleicht werden einige von ihnen einmal als Maismusketiere ausgezeichnet.

Fast alle Teilnehmer beider Zirkel sind „unvorbelastet". Unter ihnen befinden sich mehrere gelernte Schlosser, Bergleute, verschiedene andere Handwerksberufe usw. Warum sie an diesem Zirkel teilnehmen? Genosse Soldat Heinz Bauer, ein Bergmann aus der Schiefergrube in Probstzella, meint dazu: „Überall in unserer Republik wird gefordert, einen zweiten Beruf zu erlernen. Dazu habe ich hier die beste Möglichkeit."

„Schreiben Sie aber mit dazu", bat der Lehrer, Kollege Hinz, als wir uns von ihm verabschiedeten, „daß noch viel mehr Armeeangehörige diesem Beispiel folgen sollen. Bekanntlich fehlen in unserer Landwirtschaft bei den ständig steigenden Aufgaben noch viele Facharbeiter. Solche Zirkel sind also eine sehr wertvolle Hilfe, diese Lücke zu schließen."



Noch diesen Herbst werden die Genossen als Schichtfahrer auf den Genossenschaftsfeldern arbeiten. Jede Stunde Fahrausbildung nutzen sie deshalb, damit sie bis dahin jeden Handgriff aus dem ff beherrschen.



Gefreiter Schwalbe, Maschinenschlosser, Parteimitglied, Sekretär eines Zirkels: „Einer muß ja auch die organisatorischen Arbeiten machen. Ich berate mit dem Kommandeur, welche Abende frei sind, und halte mit den Lehrern eine enge Verbindung."



Soldat Sperling, Schlosser und Bergmann: „Die erste Zeit fiel es mir schwer, weil die Zirkel nur nach Dienst sind. Aber jetzt macht es mir großen Spaß. In der Landwirtschaft gibt es sehr, sehr viele berufliche Entwicklungsmöglichkeiten für jeden."



Gefreiter Dollak, Schlosser: „Mein Beruf kommt mir als künftiger Traktorist sehr zugute. Es macht nämlich viel aus, wenn man notwendige Reparaturen selbst ausführen kann. Vielleicht gehe ich nach meiner Dienstzeit auch in eine Reparaturbrigade."



Soldat Knorr, landwirtschaftlicher Facharbeiter, Mitglied der FDJ-Leitung des Truppenteils: „In Acker- und Pflanzenbau kenne ich mich schon aus und kann den Genossen helfen. Nun will ich noch Traktorist werden. Man kann nie genug lernen."

Das Glück hing an Hosenträgern . . .

Von Manfred Walther, ständiger Mitarbeiter

Der Freitag war für den Soldaten Ulli Knesebrecht ein ausgesprochener Pechtag. Bereits am Morgen nahm das Verhängnis seinen Lauf. Der Zug war zum Frühsport angetreten, hatte schon einige Spurts und Übungen am Klettergerüst hinter sich, als dem Soldaten Knesebrecht bei der letzten Kniebeuge der Gummi an der Sporthose zerriß, den er in den letzten Tagen schon mehrfach zusammengeknotet hatte. Zum Frühstück bekam er keinen Kaffee. Für die anderen war genügend da. Sein Freund Franz, der ihn mit aus seiner Kaffeetasse trinken ließ, weil die eigene zerbrochen war, mußte ins Revier einziehen und hatte das Trinkgefäß mitgenommen.

Zum Morgenappell gab es Ärger mit dem Gruppenführer. Ulli Knesebrecht hatte zwei Knöpfe an seiner Jacke mit Streichhölzern festgeklemmt — seiner Meinung nach von außen unsichtbar, jedoch nicht für die scharfen Augen seines Vorgesetzten.

„Die Art und Weise, mit der Sie Ihre Knöpfe befestigt haben", hub Unteroffizier Kaments zu sprechen an, „entspricht nicht den Brandverhütungsvorschriften! Und wenn Sie Zwirn brauchen sollten, dann wissen Sie wohl, wo es welchen zu kaufen gibt!"

Der einzige Lichtblick des Tages bot sich für den Soldaten Knesebrecht am frühen Nachmittag. Der Genosse Hauptfeldwebel hatte ihn in die Stadt geschickt, um einige Kleinigkeiten für die Kompanie einzukaufen — Farben, Leisten und was man sonst noch so braucht. In einer Eisdiele leistete sich Ulli ein „Polargewitter" zu 75 Pfennig und eine große Portion Schlagsahne. Sein Bauch füllte sich in zunehmendem Maße beängstigend, und die Jacke fing in der Hüfte an zu spannen. Als er sich reckte, um eine Zeitung herunterzuangeln, die schräg hinter ihm hing, knickten die beiden Streichhölzer. Der eine Knopf rollte unter einen Stuhl, der andere sprang in eine auf den Fußboden gestellte Einkaufstasche. „Entschuldigen Sie bitte", wandte er sich mit rotem Kopf an die Nachbarin, die von dem Modejournal aufblickend, das vor ihr auf dem Tisch lag, den Hergang verfolgt hatte und prustend in ein Taschentuch hineinlachte. „Darf ich den Knopf . . .?"

Sie nickte, obwohl er gar nicht weitergesprochen hatte, wobei die zu einem „Pferdeschwanz" zusammengebundenen schwarzen Haare auf und ab wippten. Der Blick ihrer dunklen Augen lief über sein Gesicht, nahm noch schnell die Schulterstücke mit und blieb dann auf der aufgesperrten Jacke ruhen, aus der das Hemd neugierig herausäugte.

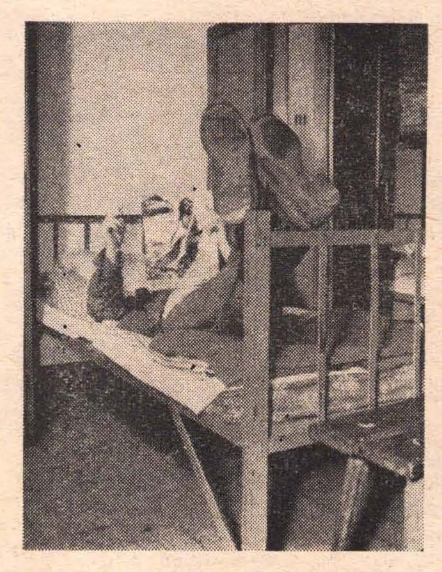


„Wenn Sie mit auf die Bank kommen, nebenbei im Park", sagte nun das hübsche Lausbubengesicht zu ihm, „kann ich Ihnen helfen!"

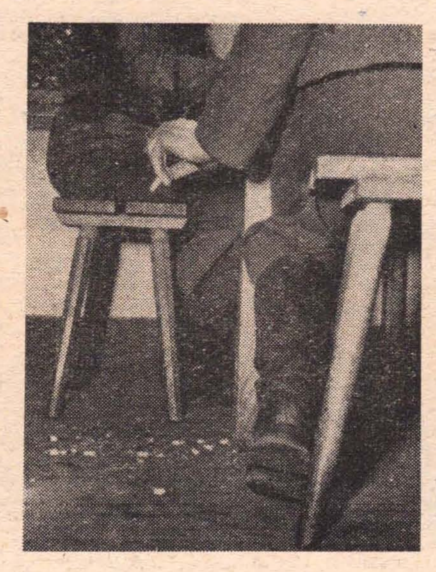
Ulli war sofort einverstanden. Es war nicht nur der Knopf, sondern vor allem das Mädchen selbst. Sein Herz war heiß entflammt, und er fühlte, daß es diesmal die Richtige sei — die Frau für das Leben. Ein Zufall kreuzte ihre Wege.



Schütze Trefflich zweifelnd spricht, so was



Süße Rast nach schweren Stunden – doch ich sage unumwunden: Mittagsruhe dieser Art ist mitnichten sehr apart!

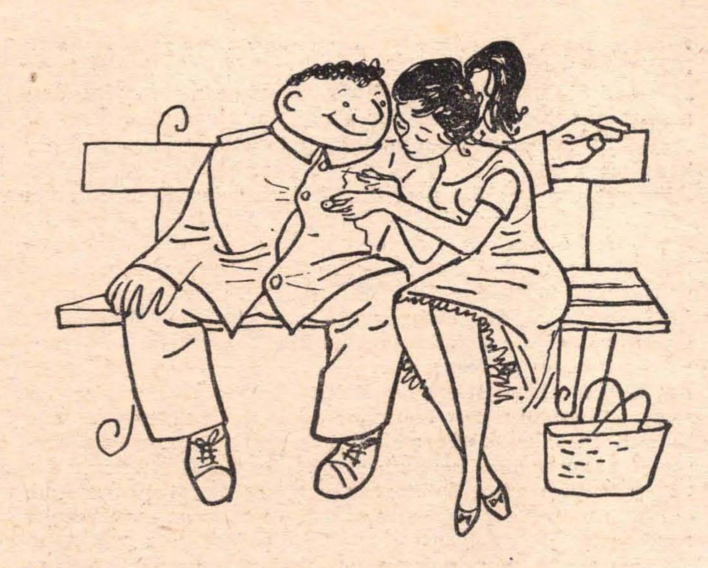


Möglich, daß sie Braves treiben: Bücher lesen, Briefe schreiben. Doch ob hierbei, ob beim Skat: Unrat stört die gute Tat.



Hin und wieder wird sich lohnen, altbewährten Traditionen, (wie z. B. dem Streichholz-Dreh) zuzurufen: Nun ade . . .

Die Bank stand im Schatten einer weitausladenden Kastanie, von einem Jasminbusch verdeckt.
„Ziehen Sie doch Ihre Jacke aus", meinte Adina, so hieß die Hübsche, „ich kann dann besser nähen!"
Ulli dachte an sein Hemd, das nicht mehr ganz weiß war und winkte ab: „Ich würde ja gern, aber wissen Sie, die Bekleidungsordnung verbietet das Ausziehen auf Straßen und Plätzen."
Adina, die in dieser Hinsicht nicht recht Bescheid wußte, gab sich zufrieden, wurde aber gezwungen, die Knöpfe bei angezogener Jacke anzunähen.
„Sehen wir uns morgen abend wieder?" fragte er.
„Ja, gern", erwiderte sie, „viertel vor acht an der Bahnhofsuhr."
Genau sieben Stunden später wurde die Kompanie aus dem Schlaf gerissen. „Alaaaaarrrrm" schrie der Gehilfe des Offiziers vom Dienst und rannte durch die Gänge.
„Die Fenster verhängen", befahl der Stubenälteste. Aber es war schon nicht mehr notwendig. Das Licht erlosch.
„Neue Masche heute", schimpfte einer aus der Ecke, „wie soll man da seine Sachen finden?" Es war Ulli, der im Dunkeln seine Hose für seine Jacke hielt und den Kragen suchte. Der zweite Socken und die Unterhose waren beim besten Willen nicht zu finden. Als er sich dann entschloß, auf die Unterhose zu verzichten, merkte er, daß sie noch in der Diensthose steckte. Er hatte am Abend zuvor beide zusammen ausgezogen. Auch die fehlende Socke fand sich noch in der Hose. Mit sechs Minuten Rückstand stürmte er als letzter aus dem Zimmer. Seine Gruppe rückte schon den Flur entlang, als er Waffe und Ausrüstung empfing: MPi und Trommeltasche, Spaten, Entgiftungspäckchen, Schutzmaske, Schutzumhang und Gummistrümpfe. Rucksack und das kleine Marschgepäck waren schon „am Mann". Als er den letzten der aufgezählten Ausrüstungsgegenstände ans Koppel hängen wollte, riß das Lochband vom Lederriemen. Ulli befand sich gerade auf der Treppe. Das Schloß sprang durch die Sprossen des Treppengeländers in die Tiefe. Alles andere hüpfte sich überschlagend, beschienen vom milden Licht des Mondes, von Stufe zu Stufe. Das Kochgeschirr schepperte durch die Nacht.



Die Trommeltasche schlug den Takt dazu. Eine Stufe vor dem heraufeilenden Zugführer blieb das Unglücksgepäck respektvoll liegen. Der Leutnant stemmte die Arme in die Hüften und schüttelte den Kopf. Der Soldat Knesebrecht stand drei Stufen höher auf der Treppe. Er bückte sich. Seine Arme waren um eine Fingerlänge zu kurz. Es krachte. Diesmal waren die altersschwachen Hosenträger in ihre Bestandteile zerfallen. In diesem Augenblick kam der Kompaniechef um die Ecke.
Der Zugführer meldete: „Genosse Hauptmann! Leutnant Schütz mit dem Soldaten Knesebrecht ... beim Alarm!"
Etwas Besseres fiel ihm nicht ein, in solch einer komplizierten Lage hatte er sich noch nicht befunden!
Der Hauptmann wandte sich ab und dem Soldaten zu, der krumm wie der Stab Moses auf der Treppe stand, drei Stufen über den anderen, das Koppel mit den Utensilien in der

---

gibt's doch sicher nicht (I)

FOTOS: ERNST GEBAUER
TEXT: RUDI STRAHL



Nicht zuletzt der Sockenhalter ist ein Schönheits-Sachverwalter: stärkt die Muskeln, ziert das Bein – (wird auch nicht zu teuer sein).



Haltung: à la Bonaparte vor der Generalstabskarte. Lieber Junge, du vergißt, daß du nur Gefreiter bist.



Dies gefällt dem Auge gar nicht, und die Haken sind so rar nicht; daß, worum es sich nur dreht, ist, daß man zur Kammer geht.

rechten, die am Bund zusammengeraffte Hose in der linken Hand.
„Können Sie keine Grundstellung einnehmen, wenn Ihr Vorgesetzter meldet?“ fragte der Hauptmann den Soldaten.
„Jawohl, Genosse Hauptmann“, schmetterte dieser, „das kann ich!“
„Und warum tun Sie das nicht?“ fragte der Kompaniechef zurück.
Knesebrecht sah an sich herab, dann auf den Genossen Hauptmann und schloß auch den Zugführer in seinen vorwurfsvollen Blick ein. Nun war ihm alles egal. Vorschriftsmäßig legte er die leicht zur Faust geballten Hände, die Daumen über die Zeigefinger, an die Hosennaht — besser, wo sie vordem gewesen war!
Am selben Abend stand der Soldat Knesebrecht wieder vor seinem Zugführer. Der Leutnant hatte ihn zu dieser Stunde zu sich befohlen. „Wir wollen uns mal in Ruhe aussprechen“, hatte er dazu beiläufig gesagt. Es war die Zeit, in der Ulli eigentlich zum Bahnhof gehen wollte. Wohl wissend, daß Eile notwendig sei, hatte er die Ausgangsuniform bereits angezogen.
„Ja, ich denke, wir müssen uns mal unterhalten“, begann der Offizier.
Soldat Knesebrecht sah verstohlen auf die Uhr am Arm seines Vorgesetzten.
„Sie sind so unordentlich, so schmuddlig. Man muß annehmen, daß Sie daheim schlecht erzogen worden sind?“
Ulli bejahte, bemüht, das Gespräch schnell zu beenden.
„Und Ihren Platz an der Drehbank haben Sie auch nicht in Ordnung gehalten?“ fragte der Leutnant weiter.
Ulli Knesebrecht trat von einem Bein auf das andere.
„Müssen Sie mal?“ fragte der Zugführer vorsichtig.
„Nein, das nicht“, erwiderte Knesebrecht, „nur, Genosse Leutnant, Sie werden verstehen, ich habe da eine Verabredung am Bahnhof. Ein Mädchen, wissen Sie, gerade so eine, wie ich mal zur Frau haben möchte. Und was mich besonders zu ihr hinzieht — sie hat so geschickte Hände. Aber, wenn ich nun zu spät komme ...?“
Das wollte auch der Leutnant nicht.
Knesebrecht stürmte aus dem Zimmer.
Leuchtend wie ein roter Fliegenpilz, roter Rock und weißes Blüschen, stand Adina unter der Bahnhofsuhr. Es war gerade um acht.



Illustrationen: Paul Klimpke

„Fein, daß Sie auf mich gewartet haben“, meinte Ulli und wollte sie an sich drücken. Aber sie schob den Arm weg und zerknüllte zwei Kinokarten in der Hand.
„Was haben Sie denn?“ fragte er unsicher.
„Wissen Sie, ich habe mir in der Zeit, die ich hier stehe, einige Gedanken gemacht“, antwortete sie. „Die Sache mit den Knöpfen gestern, kann jedem mal passieren. Deswegen braucht man noch kein Liederjan zu sein. Doch das Zuspätkommen, und noch einiges andere, ergeben schon ein Charakterbild — leider kein gutes“, fügte sie noch hinzu.
Ulli beteuerte und schob die Schuld auf seinen Vorgesetzten.
„Ich bin ja gar nicht so, wie Sie denken“, bemerkte er.
„Ich glaube doch“, sagte sie spitz. „Wenn ich Ihre abgewetzte Kragenbinde ansehe, dann wird mir das gewiß“, drehte sich um und trippelte auf hohen Pantoletten davon.



„Panzergranate – 3000 – Turm – rechts Panzer – 1200 – kurzen Halt – Feuer!" Wenn dieses Kommando in den Kopfhörern der Panzerhauben ertönt, sind die Nerven zum Zerreißen gespannt. Genosse Henker sieht ruhig und optimistisch dem Ergebnis entgegen. Mit Recht, denn

Seine Devise lautete:

Übung kommt vor dem Knall

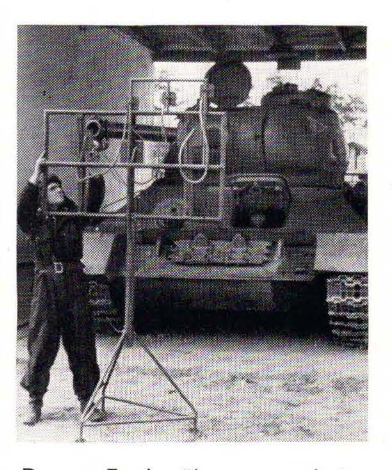
◀ Soldat Schwän, bester Soldat der Kompanie und Richtschütze in der Besatzung Henker. Immer wieder wischt er mit dem Lappen über die Granate, seine Granate, die ins Ziel gehen soll. Noch kennt er nicht seine eigenen Worte: „Man kann alles schaffen, nur ruhig muß man bleiben!" Ihm, dem großen kräftigen Jungen mit dem Abitur in der Tasche, kam die Ruhe wieder, als er in seinem Panzer saß und auf das Ziel zufuhr.



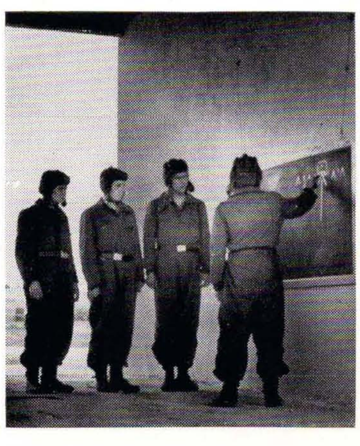
Es ist nicht gleich, wie man die Granate anfaßt. Wenn auch dem Ladeschützen, Soldat Maak, die Finger klamm werden, erst muß der Griff sitzen, dann gibt sich Unterleutnant Henker zufrieden. Exaktheit ist für den Soldaten die Schwester der Schnelligkeit.

Prüfungen sind nicht das angenehmste auf der Welt. Prüflinge sind selten die ruhigsten Menschen, auch wenn sie sich gut vorbereitet haben. Gut vorbereitet hatten sich die Genossen der Besatzung Henker, denn sie sollten zum erstenmal mit vollem Kaliber aus ihrem Panzer schießen. Sie sollten beweisen, daß der Zeitpunkt in ihrer Ausbildung erreicht ist, wo sich die Fähigkeiten der einzelnen zu einer geschlossenen Handlung vereinen. Mit 20 bis 30 km fährt der Panzer durch das Gelände. Durch Panzerplatten geschützt, aber durch enge Sehschlitze an der Sicht behindert, muß die Besatzung arbeiten. Jetzt muß im Panzer alles klar sein, jeder Handgriff muß sitzen. Ruhig muß der Richtkanonier handeln. Er kann das, wenn der Fahrer den Panzer so zum Stehen bringt, daß nicht alles durcheinanderpurzelt. Aber der Schuß kann erst fallen, wenn der Ladeschütze rechtzeitig die Granate im Rohr hat. Wie ein Dirigent des Orchesters muß der Kommandant dieses Zusammenspiel leiten. Es sind nur Sekunden – aber sie sind entscheidend. Verständlich die Aufregung, das Herzklopfen der jungen Soldaten vor dieser Übung. Wenn dann kein Durcheinander entsteht und jeder Handgriff überlegt und ruhig ausgeführt wird, wenn der Knall nicht wahrgenommen wird, sondern nur der Treffer – dann ist es kein Zufall. Monatelange Arbeit, Training jeder Bewegung und nicht zuletzt das feste Vertrauen zur Waffe sind die Ursachen des Erfolges der Besatzung.





Den Trockenübungen beim Schwimmen gleicht die Arbeit auf dem Polygon. Hier hat der Richtschütze schon Dutzende Male „geschossen". Das Schießplatzmodell sieht wie ein Spielzeug aus, aber der Besatzung Henker ist es wichtiges Übungsmittel.



Der Arbeit auf dem Polygon folgten Schießübungen mit dem Bord-MG und der Kanone mit Einstecklauf. Jetzt befassen sie sich nochmals mit der Theorie. Unterleutnant Henker erläutert, wie das Ziel durch die Optik der Zieleinrichtung anzurichten ist.

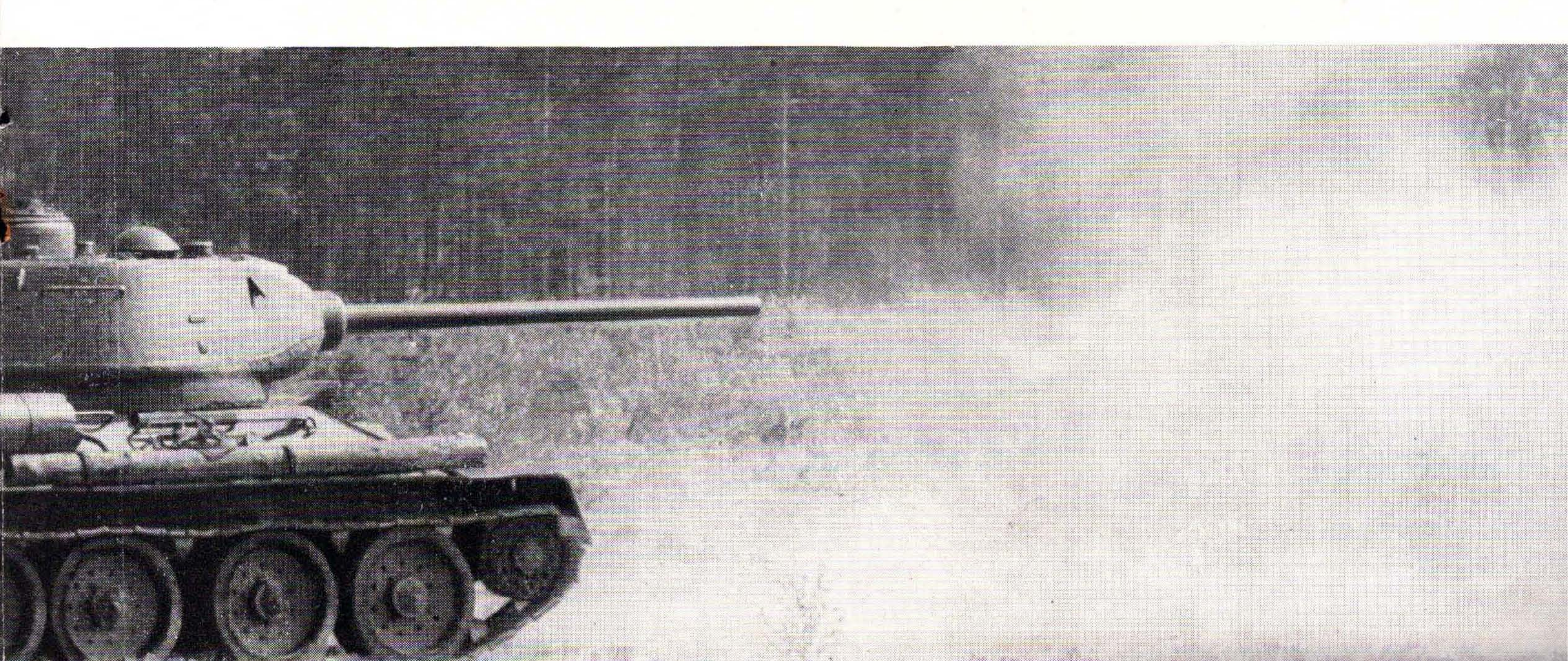
Es war schon spät am Sonnabendnachmittag, am Tag vor dem Schießen. In der Zeit, da die Kinos im Standort mit den Vorstellungen beginnen und die Gaststätten zum Tanz einladen, saß Genosse Henker bei seiner Besatzung. Genosse Schwän, der Richtschütze, hatte noch Fragen zum Schießen. Geduldig erklärte der Kommandant nochmals die Arbeit mit der Zieleinrichtung. Der Richtschütze will gut schießen, sein Vorgesetzter hilft ihm ohne Zögern, ohne Rücksicht auf die Freizeit. Das ist selbstverständlich.





BILD UND TEXT: E. GEBAUER

„Beim direkten Schuß müßt ihr Ziel Mitte aufsitzen lassen!" Aufmerksam folgen die Genossen den Worten des Unteroffiziers Busse. Eine Versammlung der FDJ-Gruppe vor dem Gefechtsschießen. Das Ziel des Zuges ist, „Bester Zug der Kompanie" zu werden. Deshalb steht auch im Kompaß der Gruppe die Verpflichtung, das Gefechtsschießen mit „gut" zu erfüllen. Aber es ist das erste Schießen, keiner hat Erfahrungen, sie alle sind junge Soldaten. „Müssen es immer die eigenen Erfahrungen sein?" sagte sich die Leitung der Gruppe. Unteroffizier Busse, der bereits 23 Übungen mit der Kanone geschossen hat, zögerte nicht, seine überreichen Erfahrungen den anderen Genossen zu vermitteln.



Mit Kamera (E. Gebauer) und Bleistift (M. Berghold) auf den Spuren der 6. Tagung des Zentralrates der FDJ

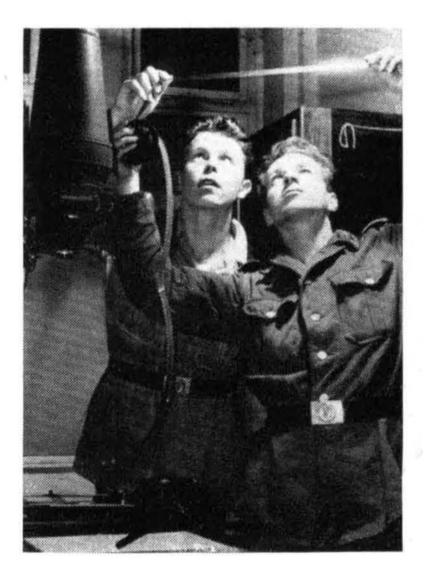


73 gaben keine Antwort

... als ihnen unser Reporter einen kleinen Zettel in die Hand drückte, auf dem er den Soldat, Unteroffizier oder Wachtmeister in einer Artillerieabteilung bat, doch aufzuschreiben, wie die Zeit zwischen dem Dienstschluß und dem Schlaf sowie an den Ausgangstagen ausgefüllt wird. 73 Kanonieren schien diese Frage sichtlich peinlich, und sie zogen es wahrscheinlich vor, die kleinen Zettel anderen Zwecken zuzuführen. Doch wer wird denn kneifen? Ausgerechnet die Artilleristen, die doch ansonsten ganz andere Gewichte bewältigen? Und so sei zu ihrer Ehre gesagt: Die überwiegende Mehrheit schrieb offen und bereitwillig, was sie in der Freizeit tut bzw. gern tun möchte. Heute will ich nun den Deckel von den Töpfen heben, wenn sich auch bei dieser „Topfguckerei" unter Umständen schlechte Gerüche nicht ganz vermeiden lassen. Und da ich nicht mehr daran glaube, allein mit Reden bestimmte Funktionäre, namentlich aus unserem Jugendverband und den Armeesportgemeinschaften, die nicht gern hartes Holz bohren, zu überzeugen, will ich es an Beweisen nicht fehlen lassen. Schaut mal nach rechts! Dort hat unser Bildreporter drei eingefangen (und es ist kein Gerücht, wenn ich behaupte, daß es in besagter Abteilung noch einige mehr gibt), die in ihrer Freizeit meinen: „Die alten Deutschen, sie wohnen auf beiden Seiten des Rheins, sie liegen auf Bärenhäuten und trinken immer noch eins." Aber wer möchte behaupten, daß diese Kanoniere schlecht wären und sich nicht für andere Interessen begeistern könnten? Ich möchte es ihnen nicht sagen. Wahrscheinlich würden auch die Gefreiten Heckel und Schreiber, als auch der Kanonier Lohse gern andere Wege gehen. Oder haben sie etwa schon aufgesteckt? Gefreiter Heckel belegte 1958 anläßlich der Junioren-Meisterschaften im Modernen Fünfkampf bei der GST einen beachtlichen 14. Platz, und was lag näher, wenn er auch in der Armee während seiner Freizeit nach Trainingsmöglichkeiten suchte. Doch dabei fand er bei seinen Vorgesetzten keine offenen Ohren. Er hat aufgesteckt und – beißt jetzt gern einen ab. Aber wer möchte behaupten, daß diese Kanoniere schlecht wären? 90 Prozent der Artilleristen in der Abteilung des Major Henker kämpfen um den Titel „Beste Bedienung", ringen um ihre militärische Qualifikation, um die Normen; wollen sich gegenseitig ersetzen. Und ich möchte behaupten: wenn es in der Ausbildung hapert, wenn der Plan gefährdet ist, läuft auch der FDJ-Sekretär, Wachtmeister Handschuh, um die Scharte auszuwetzen. Und das ist eine gute Sache. Aber wo liegt der Hase im Pfeffer? Die FDJ-Leitung (und nicht nur sie) hat offensichtlich noch „nicht begriffen, daß die sozialistische Erziehung der Jugend im Prozeß der Arbeit, des Lernens und des Lebens vor sich geht ... welche wichtige Rolle die sozialistische Erziehung der Jugend in der Freizeit spielt". Wie wäre es sonst möglich, daß die Kanoniere weder wöchentlich einen Sportnachmittag kennen, noch von einem Abteilungssportfest etwas zu hören bekamen. Obwohl die Sportanlagen nebst Schwimmbad vor der Nase liegen, ist der Massensport in der Abteilung meist ein Spiel des Zufalls und dann oft noch unorganisiert. Wäre es für die FDJ-Leitung nicht ein leichtes, und jetzt im Sommer drängt sich das förmlich auf, im Bad ein zünftiges Schwimmfest zu organisieren, auf dem jeder Kanonier auf seine Kosten kommen könnte? Wie wäre es sonst möglich, daß die FDJ-Leitung nicht die Wünsche und individuellen Interessen der Kanoniere in der Abteilung kennt, daß es weder zeichnende noch schreibende Soldaten gibt und auch die Treffen junger Talente weder eine einmalige Angelegenheit waren noch zur ständigen Arbeitsmethode geworden sind, um das Leben auch in der Kaserne vielseitig, abwechslungsreich und interessant zu machen. So wundert es mich auch nicht, wenn viele Kanoniere wertvolle Stunden dösend oder schlafend auf den Stuben, trinkend und rauchend in der zum Brechen vollen Gaststätte des Objektes verbringen und allerhöchstens bemerken: außer Kino nichts gewesen. Daran ändert man auch nichts, wenn die FDJ-Leitung des Truppenteils einen Kulturausscheid ausschreibt, Rollenbücher in die Abteilungen gibt (übrigens wenig armeeverbundene Stücke), die Kanoniere momentan begeistert, anschließend (wie gehabt) aber die Laienspielgruppen sich selbst überlassen bleiben. Daran ändert man eben nichts, solange die sinnvolle Freizeitgestaltung, die kulturelle Selbstbetätigung, die aktive, kontinuierliche Massensportarbeit als kranke, ungepflegte Kinder ihr Dasein fristen. Und wenn es gegenwärtig Kanoniere gibt, die ihre freien Stunden heiter und vergnügt, interessant und ideenreich – nämlich sinnvoll – verbringen, so ob ihrer eigenen Initiative. Also habt ihr die Karten zwar gemischt, doch ist das Stichblatt euch entwischt!



Ein Herz für den Sport schlägt in der Brust vieler Kanoniere. Auch Genosse Reinhard zählt zu ihnen. Als Radsportler nutzt er oft seine Freizeit für das Training. Aber noch manch anderer wäre beim Kräftemessen mit von der Partie, wenn, ja wenn doch bloß was los wäre. Ja, da muß doch an der Leitung ...



Die Arbeitsgemeinschaft der Fotofreunde erfreut sich in der Abteilung allgemeiner Beliebtheit. Unteroffizier Henne, ein begeisterter Amateur, steht ihr vor. Hier feiert das persönliche Hobby des einzelnen fröhliche Hochzeit mit dem Nutzen für den täglichen Dienst. Aber sind damit schon alle Wünsche und Interessen der Kanoniere erschöpft? Ja, da muß doch an der Leitung ...

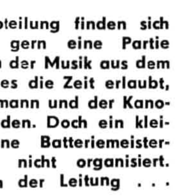


Das gute Buch ist auch in ihren Händen. So wie Kanonier Schreiter manche Stunde seiner Freizeit ihm widmet, tun es noch mehr. Doch von einer aktiven Literaturpropaganda ist nichts zu spüren, man tut nichts, damit regelmäßig das Buch des Monats gelesen wird oder die Soldaten sich der Jugendbuchgemeinschaft anschließen. Ja, da muß doch an der Leitung ...



Im Klubzimmer der Ab... immer Kanoniere, die ... Schach spielen, die gern ... Radio lauschen. Wenn ... sind der Gefreite Linder ... nier Geisler hier zu fin... nes Turnier oder ei... schaft am Brett wird ... Ja, da muß doch an...





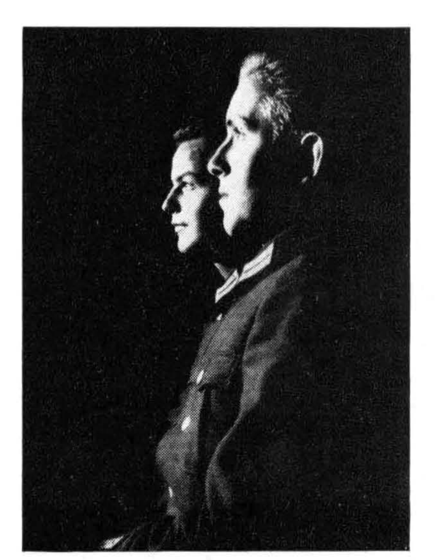
teilung finden sich
gern eine Partie
der Musik aus dem
es die Zeit erlaubt,
mann und der Kano-
den. Doch ein klei-
ne Batteriemeister-
nicht organisiert.
der Leitung . . .



Heiter und vergnügt möchten die einen ihre Freizeit verbringen. Andere wollen ihre Interessen berücksichtigt wissen, weil sie sich für die Schule usw. vorbereiten möchten. Kanonier Klose ist einer von ihnen. Und es ist kein Gerücht, wenn die Genossen erzählen, daß es auch in der Abteilung schon einen Mathematik- und Russisch-Zirkel gab. Ja, da muß doch an der Leitung . . .



Nicht nur in seine Braut ist er verliebt, der Gefreite Wieland, sondern auch das Akkordeon scheint's ihm angetan. Und daß er oft viele seiner freien Stunden ihm widmet, wer soll's ihm verdenken. Bei einem Treffen junger Talente würden sicher noch mehr Kanoniere gern singen, tanzen oder musizieren. Doch davon hat man nichts gehört. Ja, da muß doch an der Leitung . . .



Kino, Theater, Fernsehen, diese Möglichkeiten nutzen, wie der Gefreite Thümer und der Kanonier Mauksch, viele. Aber ist es damit schon getan? Die Bedürfnisse sind vielseitig. Sport und Kultur sind angenehm und schön. Wenn sich aber 73 Kanoniere scheuen, darauf zu antworten, wie sie ihre Freizeit verbringen, dann dürfte das Signal genug sein, auch für die Leitung.


STELLPLATZ





Marschmusik vor den ins Stadion ziehenden Sportlern, Motorradstaffel und Platzkonzert gaben dem Sportfest der Einheit Nitzschke einen würdigen Auftakt. Ein Patrouillenlauf über acht Kilometer mit KK-Schießen sorgte für die militärische Note des Wettkampfprogramms. Im Gegensatz zu der starken Beteiligung bei den leichtathletischen Disziplinen starteten hier jedoch nur ganze vier Mannschaften, jeweils aus acht Genossen bestehend. Ausgerüstet mit Kompaß und zwölf Marschzahlen, gingen sie auf die Strecke. Der Kurs führte sie über Wiesen und Felder, durch unübersichtliche Waldstücke und kleine Ortschaften – ein Gelände also, das den Soldaten auch bei jeder Gefechtsübung in dieser oder jener Variante umgibt und in dem er sich zurechtfinden muß. Nach etwa sechs Kilometern galt es, drei Schuß liegend freihändig abzufeuern. Keine leichte Sache, wenn der Puls hämmert und der Atem fliegt. Alles in allem ein Wettkampf, der besonders Kenntnisse in der topographischen Orientierung verlangte und zudem der gegenwärtigen Grundforderung nach erhöhter Kondition unserer Genossen Rechnung trug. Bedauerlich nur, daß er lediglich Randgeschehen dieses Sportfestes war. Wie bitter notwendig jedoch gerade solche topographischen Patrouillenläufe sind, bewies nichts besser als die Tatsache, daß sich allein zwei der vier Mannschaften rettungslos verliefen und nicht auf dem durch die Marschzahlen gewiesenen Weg zum Ziel kamen. Und so sollte eine Lehre dieser Veranstaltung sein: Künftig mehr derartige Wettkämpfe, hier wie auch in anderen Einheiten. Interessant und variabel gestaltet, werden sie gewiß viele Freunde unter unseren Soldaten finden. Und das Wichtigste: Der militärischen Ausbildung wird ein bedeutender Dienst erwiesen, der Soldat lernt mit Karte, Kompaß und Planzeiger umgehen, vertieft seine topographischen Kenntnisse und findet sich auch unter schwierigen Bedingungen im Gelände zurecht. Das aber braucht er, wenn er wirklich allen Situationen des Gefechts gewachsen sein will. Auf Zufälle und eine glückliche Hand soll man sich nicht verlassen, auch wenn die beiden Mannschaften der Einheit Nitzschke trotz ihres blamablen Irrlaufes wieder an den Ausgangspunkt zurückgefunden haben, denn nicht zu Unrecht sagt der Volksmund:

Das Glück ist ein launisches Kind

EIN BILDBERICHT VON HAUPTMANN E. GEBAUER

ES FING SO HARMLOS AN – mit der vorschriftsmäßigen Abmeldung nämlich und dem Empfang der 12 Marschzahlen. Doch bald darauf mußte Unterleutnant Schmalfuß (Bild links außen) feststellen, daß er und seine Mannschaft sich unerhört „verfranzt" hatten. Die Folge: Sie erreichten das Ziel nicht. Welche der zwölf Marschrichtungen sie nun falsch bestimmt hatten, ließ sich nicht genau ermitteln. Nur eines wurde ganz offensichtlich: Mit den topographischen Kenntnissen dieser Genossen ist es nicht weit her. Auf jeden Fall war ihnen Oberfeldwebel Rietze mit seinen Mannen (Bild links) ein schönes Stück voraus. Und wie lautet das Geheimnis ihres Erfolges? – Alle Genossen arbeiteten mit, ließen die Kompaßnadel auf die vorgeschriebene Richtung einspielen und überprüften gegenseitig ihre Resultate. Erst dann wurde vereint marschiert – und gewonnen. So fiel es ihnen auch nicht schwer, den Schießstand zu finden (Bild rechts). Hier saß allen noch einmal die Zeit im Nacken, denn jeder Fehlschuß bedeutete Zeitzuschlag, der im Endergebnis mitzählte.



Lesen Sie zu diesem Thema auch unseren Beitrag:

Jetzt hat's zum drittenmal geklingelt!



Ihr ganzes seemännisches Können einsetzen mußten die Mannschaften des Seesportmehrkampfes beim Kuttersegeln. Von der Schwere dieses Wettbewerbes und den stürmischen Windverhältnissen zeugt schon die Tatsache, daß allein beim zweiten Lauf auf fünf Kuttern die Wanten (Drahtseile, mit denen der Mast vertäut ist) rissen.

Bunte Signalflaggen spielen lustig im Wind, schnurgerade ausgerichtet eintausenddreihundert Matrosen in strahlendem Weiß, auf der kleinen Tribüne als Ehrengast der Chef der polnischen Seekriegsflotte — Eröffnung der diesjährigen Woche des Sports unserer Seestreitkräfte. Donnernde Hurrarufe steigen in den Himmel, das militärische Zeremoniell schließt mit einem Vorbeimarsch ab. Und im Ohr klingt als goldenes Wort ein Satz aus der Ansprache von Konteradmiral Ehm: „Wir müssen uns immer im klaren sein, daß unser Sport kein Selbstzweck ist, sondern ein wichtiger Faktor zur Erreichung einer hohen Gefechts- und Einsatzbereitschaft.“

*

Lange schon haben sich die Matrosen auf diese Stunde, auf diese sieben Tage sportlicher Turbulenz gefreut. Harte Ausscheidungen, eindruckvolle Massensportfeste sind ihnen vorausgegangen. Jeder zweite Matrose, Maat und Offi-

Sieben

zier hat in der Endabrechnung daran teilgenommen, hat um die begehrte Fahrkarte nach Stralsund gekämpft. Eintausenddreihundert sind angereist. Es sind die besten aus ihren Armeesportgemeinschaften, jene, die nunmehr ihre Anwartschaft auf die Gold-, Silber- und Bronzemedaillen dieser Titelkämpfe geltend machen.

*

Achtzehn Sportarten stehen auf dem Programm, sechs ausgesprochen militärische darunter. Krönender Höhepunkt ist der zwölf schwere Disziplinen umfassende Seesportmehrkampf, ein Wettbewerb, in dem nur ganze Kerle bestehen können, in dem sich das ganze ABC der maritimen Grundausbildung konzentriert. Elf Mannschaften, aus je einem Kutterführer und zehn Matrosen bestehend, haben hierfür gemeldet. Als Gäste sind zwei Kollektive der Gesellschaft für Sport und Technik am Start. Insgesamt reicht die farbige Skala vom Boxen über die Leichtathletik, die militärischen Mehrkämpfe der Offiziere und Unteroffiziere, Turnen, Sportschießen, „König“ Fußball, Radsport und Gewichtheben bis zur eigens für dieses Fest ausgetüftelten Massengymnastik, zu welcher jeder, der hier in die alte Hansestadt gekommen ist, antreten muß — gleich, ob achtundvierzigjähriger Kapitän oder achtzehnjähriger Matrose.

*

Gemeinhin sagt man zwar, daß es keine friedlichen Seeschlachten gäbe. Das Kuttersegeln, auf den peitschenden Wogen des Strelasunds ausgetragen, jedoch ist eine. Hin und her wogt der Kampf. Schon geht es mit aufgeblähten Segeln dem Ziel entgegen. Dicht an dicht liegen die Kutter der ASG Parow und der ASG Wolgast, letzterer noch ein wenig in Front. Obermeister Fuchs, der das Segel führt, ist im wahrsten Sinne des Wortes ein alter, ausgekochter, mit allen Wassern gewaschener Fuchs. Das wissen alle, nicht nur die, die ihn schon im vergangenen Jahr überlegen vorn sahen. Aber die Parower, ausnahmslos junge Maatenschüler, schieben sich immer weiter vor. Mit wachen Augen und flinken Händen sitzt hier ein Obermatrose, der dem Fuchs aus Wolgast ebenbürtig ist. Der 19jährige Wolfgang Krause hat eine solide Lehre hinter sich: Segelschulschiff „Wilhelm Pieck“. Aus der Hafeneinfahrt, die zugleich das Ziel dieses Acht-Meilen-Kurses markiert, bläst heftiger Gegenwind. Ausgeklügelte Manöver beginnen. Man kreuzt hin und her, segelt kleine und große Schläge, versucht es mit Raumwind und großem Ausholen. Den Sieg aber holt sich der, der mutig ganz hart am Wind segelt, am Bug seines Kutters die Nummer fünf zu stehen und am Segel den jungen Obermatrosen zu sitzen hat.

*

Sollte es einen geben, so haben es sich unsere Matrosen ganz bestimmt mit ihm verdorben — mit dem Wettergott. Bis auf stundenweise Ausnahmen präsentieren sich alle sieben Tage mit Kälte, Nässe, tiefhängenden Wolken und böigen Winden, kurzum mit der Unfreundlichkeit in persona. Bei 14 Grad Wasser- und 15 Grad Lufttemperatur startet das 100-m-Kleiderschwimmen des Offiziersfünfkampfes. Bibbernd steigt

tolle

man in das kühle Naß und nicht minder frierend kommt man heraus. „Gewiß, es hätte schon wärmer sein können. Aber deswegen lassen wir den Kopf nicht hängen. Wozu sind wir schließlich Soldaten?“, meint Oberleutnant Johannes Keil und spricht damit aus, was für den Kampfeswillen und die Einsatzbereitschaft unserer Matrosen typisch ist.

*

Sicherlich gibt es viele Matrosen, die die Woche des Sports nicht so schnell vergessen werden. Von den Genossen Meier und Wehnert aus Peenemünde weiß ich es ganz bestimmt. Beide sind Gewichtheber, der eine startet im Feder-, der andere im Mittelschwergewicht. Beide

Tage

sind in einer Stube untergebracht, wenn auch der blonde Stabsmatrose mit dem deutschen Einheitsnamen Numero drei stets von neuem dagegen protestiert. Beide müssen „Gewicht machen“ — der eine, indem er hungert und beim Laufen mit Schutzanzug den letzten Tropfen Wasser aus seinem Körper heraustreibt, der andere, indem er ständig alles Eßbare in sich hineinstopft und überdies am Wettkampftag noch drei große Flaschen Wasser austrinkt. Wer kann es da dem leidenden „Hungerkünstler“ verdenken, wenn er angesichts dieses ewig kauenden Zimmergenossen immer wieder lautstark seine „Versetzung“ in eine andere Stube fordert?

*

Helle Fanfaren schmettern ihr Signal in die zum Bersten gefüllte Sporthalle, wo das Seilquadrat die Endkampfteilnehmer im Boxen erwartet und in der momentan noch verschiedene Siegerehrungen vorgenommen werden. Sie gelten dem Offiziersschüler Jürgen Haufe, Meister der Seestreitkräfte im 100-m-Lauf sowie Vizemeister über 200 m — und seiner jungen Frau, die wenige Stunden zuvor einem kleinen Menschenkind das Leben geschenkt hat. Und keiner vermag zu sagen, wem der stürmisch aufbrausende Beifall zu höheren Anteilen gilt: Dem geschwinde ans Wochenbett seiner Frau geeilten erfolgreichen Sprinter oder der jungen Mutti.

*

Apropos Boxen: Es ist direkt lustig anzusehen, wie die sportbegeisterten Matrosen, in hellen Scharen herbeigeeilt, sich's gleich den Spatzen auf den Hochspannungsleitungen auf den Sprossenwänden der Sporthalle bequem gemacht haben. Einige scheinen übrigens mit recht langen, ausgedehnten Kämpfen zu rechnen, haben sie sich doch mit reich-



Sieben tolle Tage



Unerwartet kühl zeigte sich der Tag, an dem das 100-m-Kleiderschwimmen der Offiziere (oben) stattfand. Trotzdem erreichte Leutnant Kurze die gute Zeit von 1:52,5 min. Beim MPi-Schießen der Unterführer war es schon etwas gefährlicher: Von den im Hintergrund liegenden Betontrümmern pfiffen die Querschläger munter durch die Gegend. Unsere Meinung: Es ist wohl an der Zeit, daß auf diesem Schießstand gründlich etwas verändert wird.

licher „Marschverpflegung" in Gestalt eingemachter Kirschen etc. versehen. Und so veranlaßt sie jeder k. o.-Sieg, deren es nicht wenige gibt, zu immer schnelleren Bewegungen ihrer Kauwerkzeuge . . .

*

Mit seinen 33 Jahren ist Kapitänleutnant Heinz Kutza ältester, aber auch regelmäßigster Teilnehmer des militärischen Fünfkampfes für Offiziere. Bis auf 1959 ist er jedes Jahr zu dieser Vielseitigkeitsprüfung (Geländelauf über 5000 m in voller Ausrüstung, Pistolenschießen, 100-m-Kleiderschwimmen, Sturmbahn und Handgranatenzielwerfen) angetreten. Als ich mit ihm spreche, erzählt er: „Ich mache gern Sport. Der Offiziersfünfkampf liegt mir zwar nicht besonders, weil ich etwas schwach im Schwimmen bin. Spezialdisziplin ist Turnen. Aber ich mache hier mit, weil es für einen Offizier nur gut sein kann. Jetzt bin ich zwar im Stab, aber als ich noch Kompaniechef war, habe ich auch immer alles mitgemacht. Keine Sportstunde, bei der ich nicht dabeigewesen bin. Denn das eigene Beispiel, das Vorbild des Offiziers, wirkt am meisten, spornt die Genossen an, ebenso zu werden. Ich hatte zwar stets nur kurze Lehrgänge in meiner Kompanie. Aber alle haben im Sport gut abgeschnitten. Heute habe ich keine Kommandeursfunktion mehr. Trotzdem bleibe ich dem Sport treu und trainiere weiter. Was anderes gibt's da gar nicht, denn sonst verkalkt man ja und ist mit 40 Jahren ein alter Mann."

*

Allen ist er bekannt, der Kampfauftrag der Freien Deutschen Jugend für die Festigung der Disziplin und Ordnung. Weniger bekannt — und üblich! — dürfte sein, daß dieser Kampfauftrag auch hier bei der Woche des Sports eine Rolle spielt, eine nicht geringe sogar.

Denn neben den sportlichen gibt es unter den Delegationen aus den Armeesportgemeinschaften auch noch einen anderen Wettbewerb, eben den um Disziplin und Ordnung. Dazu zählt alles, von der Anzugsordnung bis zum pünktlichen Erscheinen am Wettkampfort, vom Bettenbau bis zur Grußpflicht. Täglich findet eine Auswertung statt. Und obwohl manche Delegation einen kleinen Rüffel einstecken muß und dadurch in der Wertung zurückfällt, besticht ganz allgemein das disziplinierte, höfliche und saubere Auftreten aller Teilnehmer. Gegenüber dem Vorjahr, in dem es diesen Wettbewerb allerdings auch schon gab, hat sich vieles, sehr vieles gebessert, so daß die Endabrechnung — in ihr dominiert die Delegation der ASG Parow vor Rostock und Wolgast — recht knapp ausfällt. Ein gutes Beispiel, das auch bei anderen Sportveranstaltungen Schule machen sollte.

*

Am Schlagerhimmel schon längt verblaßt ist jenes Lied, in dem da sehnsuchtsvoll gefragt wird: „Wo bist du geblieben...?" Wohl erklingt es auch hier in Stralsund nicht aus den Lautsprechern, dennoch sei nach dem gleichen Text die Frage erlaubt, weshalb sich weder im Vorjahr noch diesmal ein verantwortlicher Genosse für militärische Körperertüchtigung aus dem Ministerium für Nationale Verteidigung beim sportlichen Höhepunkt unserer Seestreitkräfte hat sehen lassen? Sechs ausgesprochen militärische Sportarten stehen auf dem Programm, viele andere mit militärischem Einschlag. Aber das alles ist anscheinend ganz und gar uninteressant...

*

Wenn der letzte Tag angebrochen ist und eine Woche sportlicher Turbulenz, gesunder Lebensfreude und packender Wettkämpfe sich dem Ende zuneigt, ist die Zeit gekommen, zu resümieren. Was also bleibt zu sagen, was zu konstatieren? — Im Grunde genommen nur eins, nur eine Feststellung, die für vieles spricht: Zum ersten Mal ist die sportliche „Vormachtstellung" der Seeoffiziersschule von den Genossen der anderen Armeesportgemeinschaften durchbrochen worden. Schluckten sonst immer die Stralsunder Offiziersschüler den Löwenanteil der Titel und vorderen Plätze im Seesportmehrkampf, in der Leichtathletik, in den Ballspielen und den verschiedensten Mehrkämpfen, so war es diesmal genau umgekehrt. Seesportmehrkampf: Sieger ASG Parow; Offiziersfünfkampf: Sieger ASG Dänholm; Handball: Sieger ASG Warnemünde. In der Leichtathletik ging ein Großteil der Medaillen an die ASG Peenemünde, desgleichen im Gewichtheben. Das Bild hat sich grundlegend verschoben, obwohl die ASG Stralsund zum Abschluß dieser Woche die Wanderfahne für die beste Armeesportgemeinschaft unserer Nationalen Volksarmee überreicht bekommt. In den sieben Julitagen dieses Jahres sind etliche neue Sterne am sportlichen Himmel unserer Seestreitkräfte aufgestiegen. Daß sie erschienen sind und wie sie erschienen sind, ist ein Ausdruck der neuen Qualität, des enormen Fortschritts von Sport und militärischer Körperertüchtigung bei den blauen Jungs unserer Flotte.

Schwerste Disziplin des Seesportmehrkampfes war das 10-km-Langstreckenrudern. Hier hatten die Seeoffiziersschüler aus Stralsund (Bild unten) noch Hoffnung auf einen Gesamterfolg, den ihnen die Parower Matrosen dann beim 1500-m-Kutterrees abnahmen.

Für „Armee-Rundschau" berichteten Major K. H. Freitag (Text) und Hauptmann E. Gebauer (Bild)





Illustration: Klimpke

Jetzt hat's zum drittenmal geklingelt – hoffentlich!

Auf deinen Tisch flattert eine Einladung. „Deutscher Wanderer- und Bergsteigerverband" steht drauf, und: „... herzlich eingeladen ... internationaler Orientierungswettkampf in Hohnstein ... dem antifaschistischen Widerstandskampf der Bergsteiger und Wanderer gewidmet ..."
Hier stockst du.
Warst du nicht selbst einmal ...?
Ja, du warst.
Aber nicht allein deshalb folgst du dieser Einladung. Du erinnerst dich an die Worte eines Genossen auf der letzten Parteiaktivtagung im Bereich der Nationalen Volksarmee, wonach es notwendig sei, daß jeder Armeeangehörige seine Fähigkeit, sich selbständig nach Karte und Kompaß orientieren zu können, vervollkommnen müsse.
Notwendige Worte waren das damals. Dringend notwendig waren deshalb Taten.
Und wie das so ist, gerade im rechten Augenblick kam ein Wanderer des Wegs — direkt in die Redaktion — und fragte: „Genossen, was haltet ihr von Touristik, Touristik als Wettkampfart?"
Da hatte es bei uns zum ersten Mal geklingelt.
So fuhr unser Sportredakteur zum ersten Buchenwald-Gedächtnis-Orientierungswettkampf. „Duster war's um die Teilnahme der ASV Vorwärts bestellt", so schrieb er im Juniheft. (Und wer's übersehen hat, kann's unter dem Titel „Touristik noch nicht auf vollen Touren" nachlesen.)
Heller wurde es jedoch in unserer Redaktion, als kurz danach ein Brief von Hauptwachtmeister Pruß aus Halle kam, der das Bedürfnis hatte, uns dazu seine Meinung zu sagen. Seine Meinung war: „Leider als Wettkampf und Leistungssport in den Armeesportgemeinschaften und von vielen Kommandeuren verkannt ... unsere ASG Halle schon recht erfolgreich ... aber auch hier Bremse: Will die ‚Sparte Rucksack' schon wieder am Sonnabend kommandiert werden?"
Da hatte es bei uns zum zweiten Mal geklingelt.
Wir suchten ein neues Beispiel.
Das Ergebnis war ein Bildbericht auf den vorstehenden Seiten dieses Heftes, der in der Erkenntnis gipfelt, daß „das Glück ein launisches Kind" und es besser ist, sich nicht darauf zu verlassen.
Wäre das keine Variante dieses für die Armee so nützlichen Sports?
So bist du also nun nach Hohnstein gefahren, hast das alteneue Gemäuer wieder betreten, hast alte und neue „Wächter" mit ebensolchen „Himbeeren" wieder getroffen und bist mit dem Kampfrichter im Polenztal bei Nacht und in den Schluchten nahe der Gautschgrotte bei Tag herumgekrochen.
Da sind sie alle wieder wach geworden — die Erinnerungen. (Man müßte den jungen Genossen davon erzählen!)
Widerstandsgruppe „Vereinigte Kletterabteilung" hieß sie. Neunundachtzig Genossen gingen durch die Konzentrationslager, Gefängnisse und Zuchthäuser des dritten Reiches. Einhundertdreiundneunzig Jahre verbrachten sie zusammengerechnet in den faschistischen Kerkern. Vierundzwanzig Genossen wurden Opfer und starben entweder auf dem Schafott oder an den Folgen der Qualen.
Kurt Schlosser war ihr Führer — einarmiger Möbeltischler, Betriebsratsvorsitzender der Hellerauer Werkstätten, gemaßregelter Klassenkämpfer, Handwerker, dessen „Bude" der geheime Treff wurde. Illegaler Bergsportler, der sich in den Felsschluchten des sächsisch-böhmischen Grenzgebietes ebenso hervorragend orientieren konnte wie in dem braunen Dschungel der faschistischen Großdeutschlandpropaganda.
Im gleichen Gebäude, wo sich heute unsere studierende Jugend der TH Dresden die Grundlagen der Eroberung von Wissenschaft und Technik aneignet, im ehemaligen Landgericht am Münchner Platz — dort sprach er, der Bergsteiger-Kommunist nach der Urteilsverkündung: „Genossen! Laßt uns noch einmal die Hände drücken. Es ist vielleicht für immer ... Grüßt alle! Und vergeßt die Arbeit nicht!"
Im Morgengrauen des 16. August 1944 wurde er und drei seiner Kampfgefährten am gleichen Ort hingerichtet.
Findig, ausdauernd, standhaft und tapfer war er. Ihm und seinen Genossen zur Ehre fand dieser Orientierungswettkampf statt.
Start und Ziel war die Burg Hohnstein.
90 Meter hoch ragt sie über das Polenztal empor, etwa 800

Jahre soll ihr ursprüngliches Gemäuer alt sein. In den letzten zweihundert Jahren war sie in der Hauptsache Gefangenenanstalt. Ihre schlimmste Zeit war vom März 1933 bis zum August 1934. Mehr als fünftausendsechshundert politische Gefangene, darunter auch mancher Bergsteiger, wurden auf ihr gequält und gefoltert. So manchem wurde das Leben buchstäblich mit den SA-Stiefeln aus dem Leib getreten oder er wurde über die Felsen zum „Selbstmord" gebracht.

Heute ist Hohnstein eine Burg der Jugend, des Wanderer- und Bergsteigersports. Fern scheint das Vergangene. Zwei Bronzetafeln erinnern daran, welche Opfer gebracht wurden. Sie mahnen, im Kampf gegen die alte und die neue braune Barbarei nicht nachzulassen. Erschreckend nahe aber erklingt die Mahnung: Der damalige Lagerkommandant, SA-Führer Jähnichen, ist heute Polizeioberst im Bonner Staat!

Da wirst du jäh aus deinen Gedanken gerissen: Eine Jugendgruppe des Kreisgebietes Sebnitz donnert wie die wilde Jagd durch die bergigen Gassen von Hohnstein. Die jüngsten Wettkämpfer zu Ehren der Illegalen sind die kommenden Mitkämpfer zum Schutz unserer Heimat. Dieser Sport wird Massenbasis haben.

Und durch die Bergwälder hasten die Zweiermannschaften aus insgesamt sechs Ländern Europas: Unentwegt dem Ziel entgegen. Mit Karte und Kompaß suchen sie Orientierung, suchen sie die Kontrollpunkte, suchen sie, in Ehren zu bestehen. Mit wachen Augen, keuchenden Lungen, mit scharfen Sinnen, schweißverkrustet, jagen sie auf Pfaden — ähnlich solchen, auf denen ein Vierteljahrhundert vor ihnen antifaschistische Widerstandskämpfer im heimlichen Zweikampf mit SA und SS standen.

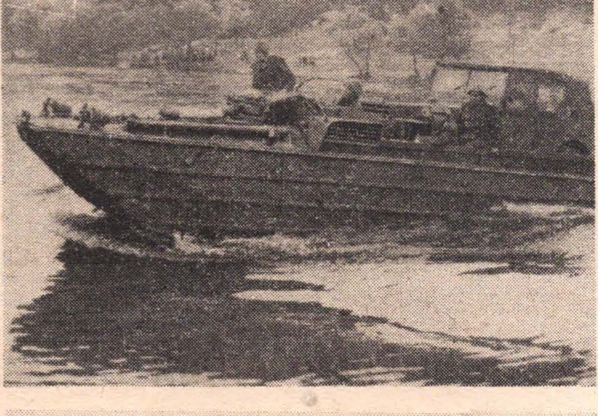
Aus sechs Ländern Europas sind sie hierher gekommen — aber unsere Armeesportler waren nicht dabei, wieder nicht. Schnelligkeit, Findigkeit, Orientierungsvermögen, Ausdauer, Mut und Härte — sind das keine Eigenschaften, die ein Soldat braucht?

Wahrhaftig — es hat zum dritten Mal geklingelt. Diesmal beim Präsidium unserer Armeesportvereinigung. Hoffentlich!

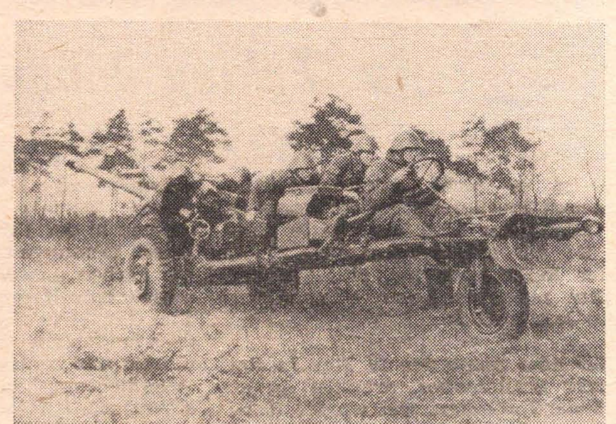
R-r

DAS foto FÜR SIE


1


3


2


4

Bedingungen siehe Heft 1 und 4
Bestellungen für „Das Foto für Sie" können nur bis zum Letzten des Erscheinungsmonats des betreffenden Heftes der „Armee-Rundschau" (Datum des Poststempels) berücksichtigt werden. Bitte geben Sie Ihre Bestellung rechtzeitig auf.
Adresse und Absender bitte in Blockschrift schreiben!

8/60	Bild 1	Bild 3
	Bild 2	Bild 4



Man munkelte schon in Peking davon

Wohl ist es nicht dokumentarisch-authentisch überliefert, dennoch waren es nicht allein nur böse, lästerhafte Zungen, die das behaupteten. Doch gehen wir der Reihe nach vor, erklären wir uns dem geneigten Leser, blenden wir um ein Jahr zurück ...

Der Kalender zeigte den 29. Mai. In den Leipziger Schützenhof, draußen hinter dem Elsterflutbecken, war wieder Ruhe eingekehrt. Drei Tage lang hatten hier die treffsichersten Genossen der Infanterie-, der kraftfahrtechnischen und der Seeoffiziersschule erbittert darum gekämpft, unsere Armee im internationalen Fernwettkampf der Offiziersschulen repräsentieren zu dürfen. Es war das erstemal, daß sich unsere Republik daran beteiligte. 1957 von der bulgarischen Armee ins Leben gerufen, erstreckt er sich über fünf Tage und fünf Disziplinen: Armeegewehr, Freie KK-Büchse, Olympisches Schnellfeuer, Revolver- und MPi-Schießen. Und es waren damals die überglücklichen Jungen in der Kieler Bluse, die sich mit ihren Leistungen das Recht erwarben, die Farben unserer Republik vor internationalem Kampfgericht zu vertreten. Die Genossen der Infanterieschule jedoch landeten weit abgeschlagen auf dem dritten und zugleich letzten Platz dieses Ausscheidungskampfes — mit enttäuschenden 279 Ringen Rückstand zum Sieger bei der Freien KK-Büchse und dem noch blamableren Manko von 494 Ringen beim Armeegewehr. Ein recht fatales, beschämendes Resultat also, gerade mit jenen Waffen, die auch heute noch zu den ureigensten des Infanteristen zählen. Eine Visitenkarte, die den Genossen der Infanterieschule alles andere als zur Ehre gereichte. Und das war es, wovon man dem Vernehmen nach sogar schon in Peking munkelte.

Was Wunder demnach, daß die Kritik nicht gerade zart war. Auch „Armee-Rundschau" nahm dieses Ergebnis nicht stillschweigend hin, sondern sagte sowohl dem Kommandeur wie der ASG der Infanterieschule damals einige nicht sehr freundliche Worte. Kritik mußte sein, gerade hier.

In diesem Jahr waren unsere Offiziersschulen wieder dabei, als die Signale zum IV. internationalen Fernwettkampf gegeben wurden. Und was kaum einer für möglich gehalten hatte, geschah: Die Infanterieschule setzte sich beim nationalen Ausscheid durch, gewann ihn und repräsentierte unsere Streitkräfte nunmehr vor internationalem Kampfgericht.

Verständlich, daß sich der Reporter vor allem für eine Frage interessierte: Wie wurde das geschafft, speziell in den Gewehrdisziplinen?

„Nichts, aber auch garnichts hätte uns weitergeholfen, wären wir nicht zuallererst dem Grundübel zu Leibe gegangen", berichtete Oberstleutnant Braun.

„Und das war ...?"

„... ganz einfach die ins Quadrat gehende Unterschätzung dieses Fernwettkampfes. Außerdem bildeten wir uns ein, wir wären ja schon recht gut — nur weil wir im vergangenen Jahr zu den drei besten Schulen im Sportschießen gehörten. Das machte uns damals ein wenig überheblich, und wir legten nicht jenen Maßstab an, der dabei der allein gültige ist, den internationalen."

„Gut — aber was taten Sie nun?"

„Begonnen hat es damit, daß die Schulleitung mit der Leitung der Parteiorganisation wirklich ernsthaft beraten hat, den Zustand untersucht und eine klare, reale Perspektive gestellt hat. Die Einschätzung, die dort gegeben wurde, war zwar hart, aber sie stimmte: Es gab an unserer Schule keine Massenbasis im Sportschießen und kein sonderliches Interesse dafür. Keiner von uns — auch nicht die ASG — hatte eine klare Übersicht, kannte die Talente, die vielleicht irgendwo schlummerten. Außerdem gab es ja damals noch nicht mal eine arbeitsfähige Sektion Sportschießen bei uns."

So sah es aus — noch bis in den späten Herbst des vergangenen Jahres hinein. Und heute?

Heute kann man mit Fug und Recht sagen, daß sich etwa 40 Prozent aller Offiziere und Offiziersschüler aktiv dem Sportschießen mit den verschiedensten Waffen widmen.

Am Anfang der Maßnahmen, die Schul- und Parteileitung gemeinsam festgelegt hatten, stand neben der Gründung der Sektion Sportschießen vor allem die Entwicklung des Schießsports in den Kompanien — als Teil des Massensports, als Ausgangspunkt für eine umfassende Talentsuche. Gewiß, der Fortschritt kam nicht schlagartig. Es dauerte seine Zeit, bis jede Kompanie von sich sagen konnte, daß sie in mehreren Disziplinen komplette Mannschaften habe. Doch dank der zielgerichteten, intensiven Arbeit wurde es geschafft. Wesentliches Plus dabei war, daß Stabsoffiziere und Ausbilder selbst mit gutem Beispiel vorangingen — wie PKK-Vorsitzender Oberstleutnant Friedrich, selbst ein recht guter Pistolenschütze, oder die Zugführer Leutnant Bader und Leutnant Stäckel aus der Kompanie von Hauptmann Block, selbst gute Gewehrschützen.

„Wir machten wirklich alle Genossen mobil", erzählte Genosse Stäckel. „In der Freizeit veranstalteten wir ein großes Massenschießen mit dem KK-Ge-

wehr, bei dem jeder Kompanieangehörige zeigen konnte, wieviel Ringe er mit zehn Schuß liegend freihändig zu erreichen in der Lage ist. Die ganze Kompanie wurde von einem regelrechten Wettbewerbsfieber gepackt, und es vergeht heute kaum eine freie Stunde, in der es auf dem Schießboden über unserem Kompaniebereich nicht knallt. Sehr geholfen haben uns ferner die Vergleichskämpfe mit einer Gardeschützenkompanie der Sowjetarmee, zu der wir enge und freundschaftliche Kontakte unterhalten."

Summa summarum gibt es gegenwärtig in jeder Kompanie mehrere konstante Schießmannschaften, zumeist getrennt für Armee- und Kleinkalibergewehr sowie Groß- und Kleinkaliberpistole. Und diese Massenbasis dürfte die Hauptursache, der wesentliche Grund sein, daß es der Infanterieschule gelang, sich im Sportschießen erheblich zu steigern, den Pokal des Ministers für Nationale Verteidigung zu gewinnen und sich für die Teilnahme am internationalen Fernwettkampf der Offiziersschulen zu qualifizieren. Denn gerade diese solide Grundlage gestattete es, eine gute Auswahl zu treffen, eine Auswahl, in der tatsächlich die besten, beständigsten, verläßlichsten Schützen zusammengefaßt werden konnten. Ein Kreis, der heute rund sechzig Genossen umfaßt und mit guten Waffen ausgerüstet worden ist, unter fachlicher Anleitung der Genossen Thiele und Tittmann aus Leipzig sowie des Genossen Munzert von der GST Plauen trainiert hat und momentan dabei ist, für die im Herbst abgehenden Schützen neuen, qualifizierten Nachwuchs heranzuziehen.

Wenn auch mit mehrmaligem Anstoßen und einigen freundlichen Püffen — im großen und ganzen wurde recht systematisch und ordentlich gearbeitet. Das beweisen auch die Resultate. Sehen wir uns dazu einmal die der so heftig kritisierten Gewehrdisziplinen an:

Armeegewehr (Mannschaftswertung)

Infanterieschule 1959	1951
DDR-Sieger 1959 (Seeoffiziersschule)	2471
Sieger des internationalen Fernwettkampfes 1959 (Ungarn)	3128
Infanterieschule 1960	2691

Freie KK-Büchse (Mannschaftswertung)

Infanterieschule 1959	2480
DDR-Sieger 1959 (Seeoffiziersschule)	2861
Sieger des internationalen Fernwettkampfes 1959 (Ungarn)	3374
Infanterieschule 1960	3046

Damit haben sich die Genossen der Infanterieschule beim Armeegewehrschießen um 740 Ringe und bei der Freien KK-Büchse um 566 Ringe gesteigert, ein Vergleich also, der ganz und gar für sich spricht, der jeden weiteren Kommentar erübrigt.

Aufmerksam machen muß man jedoch auf das Nachwuchsproblem. Dazu erzählte uns der polnische Hauptkampfrichter Oberst Szalapak von der Infanterieschule „Tadeusz Kosciuszko" in Wroclaw: „Bei uns war ein junger Genosse, Offiziersschüler Szczepkowski. Als er an die Schule kam, erzielte er gerade einen Treffer mit der Pistole. Nach drei Monaten waren es schon 65 Ringe und nach einem halben Jahr wurde er bereits für die polnische Mannschaft zum internationalen Fernwettkampf nominiert. Und in diesem Jahr zum 1. Mai erfüllte er schließlich die Norm ‚Meister des Sports'. Diese Entwicklung ist charakteristisch für die planmäßige Ausbildung und systematisches Training auf lange Sicht. Bei uns denken wir heute schon daran, welche Genossen wir für den Fernwettkampf 1962 vorbereiten wollen..."

Auf lange Sicht planen, rechtzeitig junge Talente suchen und sie systematisch fördern, mit weitreichenden Perspektiven trainieren — das ist es, worauf man sich jetzt konzentrieren muß. Denn die Genossen des dritten Lehrjahres gehen in diesem Herbst ab — sie aber waren es, die bis auf eine einzige Ausnahme in Leipzig das Aufgebot der Infanterieschule stellten. **K. H.**



Eröffnungsfallen am Schachbrett

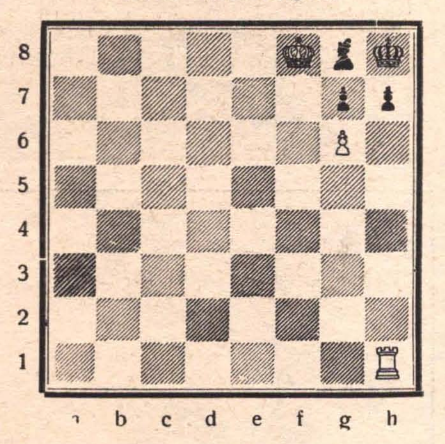
Das schnellste Matt ist nach den Zügen **1. g4**, (ein minderwertiger Eröffnungszug, da er den weißen Königsflügel schwächt und nichts für die Besetzung bzw. Beherrschung der Zentrumsfelder e4, d4, e5 und d5 leistet. Genuesisch wird in der Fachsprache dieser Anfangszug genannt.) **1. ... e5 2. f3? Dh4 matt** möglich. Dies ist natürlich nicht als Falle anzusprechen, sondern hier hat sich der Weiße selbst sein eigenes Grab gegraben. Der Gedanke des Damenschachs auf h4, bzw. durch Weiß auf h5, wenn der gegnerische f-Bauer nicht mehr auf seinem Ausgangsfelde steht, taucht häufig in kombinatorischen Wendungen und Eröffnungsfallen auf. Wir geben hier für unsere Schachfreunde einige hübsche Beispiele:

Aus der Caro-Kann-Verteidigung. **1. e4 c6 2. d4 Sf6 3. Ld3 d5 4. e5 Sfd7 5. e6! fe6:?** (Schwarz mußte 5. ... Sf6 spielen, obgleich auch dann das weiße Spiel nach 6. ef7:+ Kf7: 7. Sf3 usw. den Vorzug verdient. Auf den Textzug entscheidet diesmal das Schach auf der Diagonale e8–h5.) **6. Dh5+ g6 7. Dg6:+** (Natürlich führt auch 7. Lg6:+ zum Matt, aber das Damenopfer ist effektvoller.) **7. ... hg6: 8. Lg6:** matt.

Aus dem Damenbauernspiel. Eine von F. Lazard in Paris 1922 gewonnene Partie. **1. d4 d5 2. Sd2 Sf6 3. b3 e5 4. de5: Sg4 5. h3?** (Jeder Bauernzug schwächt die Basis im Spiel, deshalb größte Vorsicht bei Bauernzügen! Hier wird der unüberlegte Bauernzug drastisch bestraft.) **5. ... Se3!** und Weiß gab auf, da er seine Dame verliert. Auf 6. fe3: wird Weiß wegen der bloßgelegten Diagonale e1–h4 durch **6. ... Dh4+ 7. g3 Dg3:** mattgesetzt.

Aus dem Damenfianchetto. Ein etwas komplizierteres Beispiel. **1. e4 b6 2. d4** (Merkregel: Den Doppelschritt des Königs- und Damenbauern soll man immer nutzen, wenn einem der Gegner in der Eröffnung dazu die Möglichkeit einräumt.) **2. ... Lb7 3. Ld3 f5** (Um sich, wenn der f-Bauer geschlagen wird, auf g2 und h1 schadlos zu halten.) **4. ef5: Lg2: 5. Dh5+ g6 6. fg6: Sf6?** (Richtig ist 6. ... Lg7.) **7. gh7:+ Sh5: 8. Lg6** matt.

Unsere Schachaufgabe



Matt in 2 Zügen

Der weiße Bg6 ist nicht nur indirekt an der Auflösung des Problems beteiligt. Verfasser unbekannt.

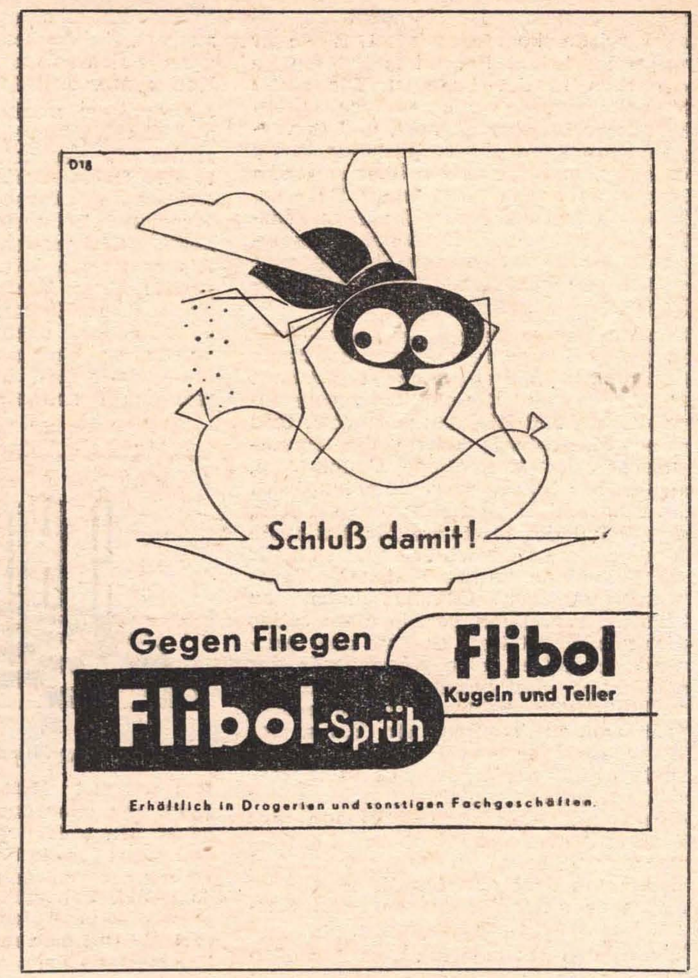
Stellungsbild Weiß: Kf8, Th1, Bg6 (drei Steine).

Schwarz: Kh8, Lg8, Bg7, h7 (vier Steine).

Auflösung der Schachaufgabe aus Heft Nr. 7

Weiß: Ka8, Ba3, a7, c7, d3, d6; Schwarz: Kc8, Ba4, b6, d7. Von V. Röpke, Kopenhagen. Matt in 6 Zügen. 1. d4 b5 2. d5 b4 3. ab4: a3 4. b5 a2 5. b6 a1D 6. b7 matt.


Wofacutan
das
ideale Waschmittel
für
stark verschmutzte
Hände
VEB FARBENFABRIK WOLFEN · WOLFEN KR. BITTERFELD


Schluß damit!
Gegen Fliegen
Flibol-Sprüh
Flibol
Kugeln und Teller
Erhältlich in Drogerien und sonstigen Fachgeschäften.


DUOSAN·RAPID
jetzt auch in Tuben
EIN ERZEUGNIS DES VEB FILMFABRIK AGFA WOLFEN


Go-Go
Schaumwäsche
für alle Fahrzeuge
VEB (K) CHEMISCHE FABRIK
GOTHA/THUR.


WERKSTATTRANGIERHEBER
mechanisch und elektrisch
für 3, 5 und 7 to Tragkraft
Doppelspindelheber für LKW
Seitenheber für PKW und LKW
Gleisheber, Stützspindeln
Abstützböcke
liefert:
HLE
HANS LEHNARD K.-G.
Hebezeugbau
ARNSTADT/THÜRINGEN


Chlorodont
täglich 2 mal,
morgens und
besonders abends,
ganz regelmäßig!
VEB
ELBE
Chemie

Ballade vom Soldaten

Szenarium von W. Jeshow und G. Tschuchrai · Deutsch von Rita Braun

5. Fortsetzung

Beim Versuch, auf einer kleinen Station Trinkwasser für sich und die schlafende Schura zu holen, hatte Alexej den Zug verpaßt. Nach strapazenreicher Verfolgungsfahrt mit einem LKW traf er aber doch noch mit Schura zusammen. Eine Frage des Mädchens erinnerte ihn an sein Versprechen, der Frau des Frontsoldaten Grüße und Seife zu überbringen. Die Zustände, die Alexej und Schura in der Wohnung der Pawlowna antrafen, erschütterten beide zutiefst. Wütend über die Untreue der Pawlowna betritt Alexej ein zweites Mal die Wohnung. Die Seife wieder mitnehmend, faßt er einen neuen Entschluß.

Eine große, lärmerfüllte Werkhalle, die frische Bombenschäden aufweist. Während auf der einen Seite die eingestürzte Wand und die Decke ausgebessert werden, geht im heilgebliebenen Teil der Halle die Produktion weiter.
In einer freien Ecke schlafen, ungeachtet des Lärms, einige Arbeiter.
Alexej und Schura stehen da, benommen von dem Gedröhn und Funkengesprühe. Die Arbeiter mustern sie neugierig, und das macht die beiden vollends verlegen.
Eine junge Komsomolzin in Wattejoppe nimmt sich ihrer an. Sie führt sie zwischen den Maschinenreihen hindurch und fragt jeden, den sie trifft:
„Wo ist Pawlow? Hast du Pawlow gesehen?“
„Nein.“
So kommen sie ans andere Ende der Halle.
„Ist der Brigadier nicht hier?“ fragt das Mädchen.
„Nein, der wird wohl noch schlafen nach der Schicht“, lautet die Antwort.
... Sie kommen in die nächste Halle. Auch hier schlafen in einer ausgesparten Ecke auf dem blanken Boden einige Arbeiter.
„Na also, hier ist er ja!“ sagt das Mädchen, nachdem sie die Schlafenden gemustert hat. „Seit sechs Tagen hat keiner die Halle verlassen — ein dringender Frontauftrag ... Und dann kommt wieder ein dringender Auftrag“, fügt sie lächelnd hinzu.
Das Mädchen beugt sich über einen der Schlafenden.
„Pawlow! Genosse Pawlow! Wachen Sie auf!“
Es dauert eine Weile, ehe dieser die Augen aufschlägt und sich hinsetzt. Schlaftrunken blickt er auf Alexej und Schura. Er ist ein junger Bursche, wohl kaum älter als Alexej. Und sogar eine gewisse Ähnlichkeit besteht zwischen den beiden — diesem Arbeiter und dem Soldaten.
„Besuch für Sie, Genosse Pawlow. Von der Front!“ sagt das Mädchen.
„Für mich?“ wundert sich dieser. „Womit kann ich dienen?“
„Oh, das ist sicher ein Irrtum“, sagt Schura. „Wir wollen zum Brigadier.
„Zum Brigadier? Der bin ich ja. Worum handelt es sich denn?“ fragt Pawlow leicht verärgert.
„Wir suchen Pawlow, der einen Sohn an der Front hat“, erläutert Alexej.
„Solcher Pawlows gibt es bei uns drei. Aber worum geht es?“
„Ich habe für ihn ein Päckchen mitgebracht und möchte es ihm aushändigen.“
„Und wie heißt sein Sohn?“
„Ich glaube Sergej ...“
„Serjoga ...!“ ruft der Brigadier erfreut aus. „Untersetzt, mit großen Augen? Ja?“
„Ja, ja!“
„Das ist doch der Sohn von Wassili Jegorowitsch! Was ist mit ihm, lebt er?“
„Ja, er lebt.“
„Wassili Jegorowitsch aber ist nicht hier. Er ist krank.“
„Schade ...“, sagt Alexej mit einem Seufzer. „Kann man ihm das Päckchen vielleicht zustellen? Vielleicht ginge jemand hin?“ Alexej blickt fragend die umstehenden Frauen an.
„Aber wo denken Sie hin! Das müssen Sie schon persönlich machen!“ sagt eine von ihnen.
„Diese Freude darf man dem Alten nicht nehmen! Sie müssen zu ihm gehen!“ rufen die Frauen durcheinander.
„Ich würde es mit Vergnügen tun!“
„Er versäumt seinen Zug!“ mischt sich Schura ein.
Doch die umstehenden Arbeiter lassen nichts gelten.
„Habt doch Verständnis, Kinder!“ sagt eine beleibte Frau in ölverschmierter Wattejoppe. „Ein paar Minuten bloß — und welche Freude macht man einem Menschen!“
„Ist es weit?“
„Ein Katzensprung! In der Pädagogischen Hochschule. Dort hat man die Ausgebombten untergebracht. Fahren Sie hin. Mitja wird Ihnen den Weg zeigen.“ Damit läuft sie zu einer Werkbank, vor der auf einer Kiste — weil er sonst nicht hinreichen würde — ein Junge steht. Sie zieht ihn von der Kiste herunter und führt ihn zu Alexej.
„Er wird Sie hinbringen, inzwischen werde ich ihn an der Maschine vertreten. Erlaubst du's, Brigadier?“
Der Brigadier stimmt zu.
Schura blickt besorgt Alexej an. Dieser breitet hilflos die Arme aus.
„Gehen wir schon hin, Schura.“

*

Der Junge, der sie begleitet, weiß, was sich gehört. Beim Einsteigen in die Straßenbahn läßt er Schura und Alexej den Vortritt. Indes wird er selber von der Menge abgedrängt, die Straßenbahn fährt an, und er bleibt zurück. Doch wenn man fünfzehn ist, wie er, weiß man sich in solchen Fällen Rat. Er läuft der Bahn nach, holt sie ein und hangelt sich hinten an. Schura und Alexej beobachten diese Szene von der hinteren Plattform aus. Und während der ganzen Fahrt lächelt ihnen durch die Scheibe das gutmütige, ölverschmierte Gesicht des Kleinen zu.
Schura und Alexej sehen sich im Fahren die durch den Krieg halbzerstörte Stadt an.
„Schau“, sagt Alexej, „dort war das Theater. Ein gutes Dutzendmal war ich drin. Sooft wir mit der Schule in die Stadt fuhren, gingen wir jedesmal ins Theater ... Und jenes weiße Gebäude dort, siehst du? Das ist das Technikum für Hüttenwesen. Ich wollte dort mal studieren, dann aber überlegte ich's mir anders. Vielleicht werde ich Bauingenieur ... Oder etwas anderes ... Ich habe mich noch nicht entschlossen.“
Der Junge ruft ihnen etwas durch die Scheibe zu. Dann lächelt er und macht ihnen durch Zeichen klar, daß sie aussteigen müssen.
Schura und Alexej zwängen sich zum Ausgang durch.

*

In Begleitung des Arbeiterjungen steigen sie die Treppe zur Hochschule empor. Auf einem Treppenabsatz vertritt ihnen eine ältere Frau in blauem Arbeitskittel den Weg.
„Pst! Wohin wollen Sie?“ fragt sie flüsternd.
„Zu den Ausgebombten. Dieser Genosse hier kommt von der Front.“
„Dorthin geht's durch den Kesselraum, hier ist jetzt Unterricht ...“, sagt die Frau. Und tatsächlich dringt vom Korridor her die gemessene Stimme des Lektors zu ihnen. „Oder warten Sie einen Augenblick, in drei Minuten ist Pause.“
Der Junge blickt fragend Alexej an.
„Gut, wir werden warten“, sagt dieser.
Der Junge nickt.
Auf Zehenspitzen gehen sie den Korridor entlang.
Dort, wo der Korridor unter geradem Winkel abbiegt, sieht man die Ecke einer Schultafel. Sie kommen näher und erblicken auch den Lektor — einen kleinen, grauhaarigen alten



Mann in dunklem Anzug und Filzstiefeln, obwohl es noch Herbst ist. Die Studenten sitzen auf dem blanken Fußboden, das tut aber der Vorlesung keinen Abbruch ...
„Das sind Physiker und Mechaniker", klärt der Junge sie flüsternd auf. „Ihre Hochschule ist zerstört, deshalb geht ihr Unterricht hier weiter."
Alexej legt den Finger mahnend an die Lippen.
Es klingelt.
Die Studenten stehen auf und umringen den Lehrer.
Alexej und Schura gehen leise hinter dem Jungen her zu einer massiven Tür und öffnen sie.

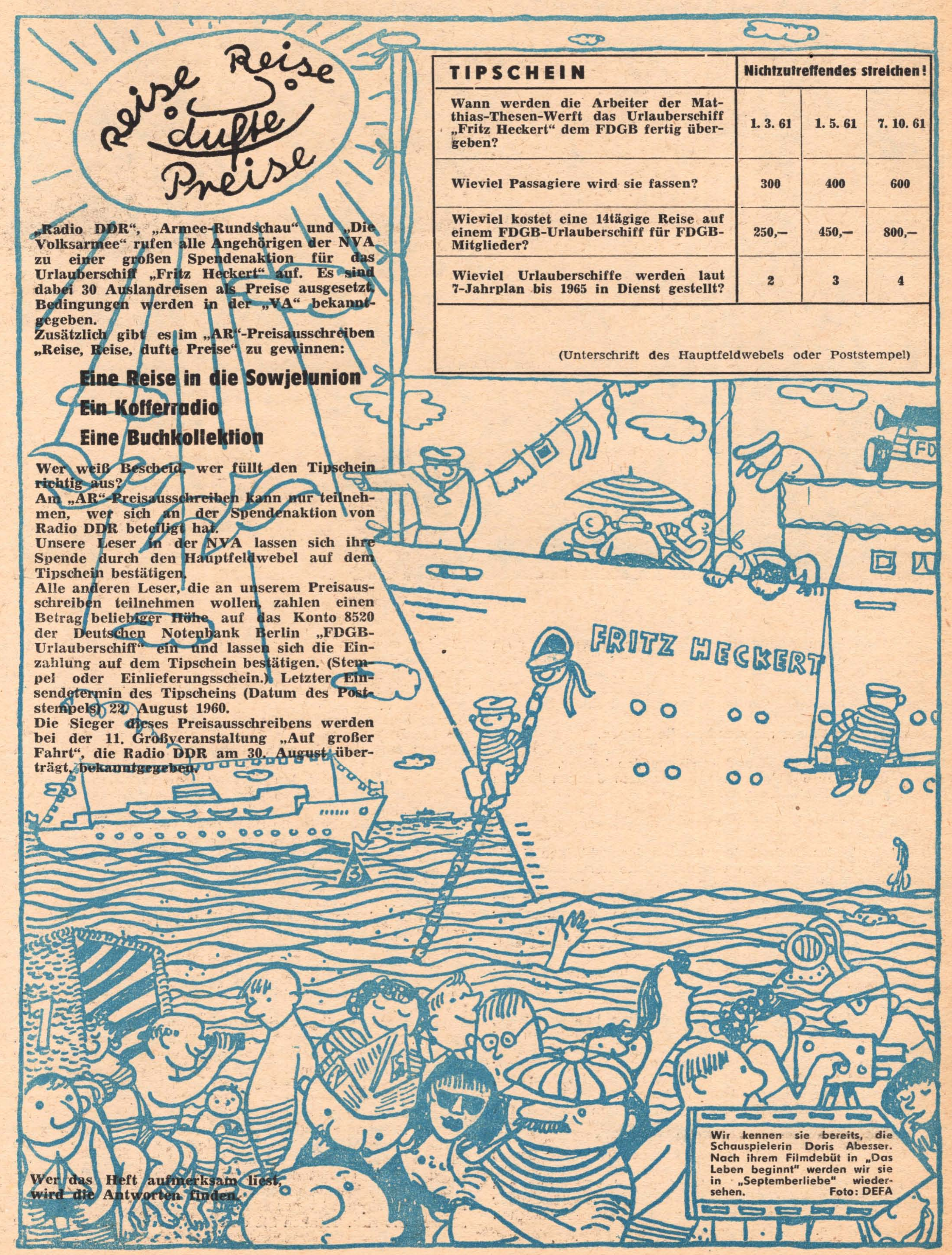
*

Die Turnhalle der Hochschule mit allen dazugehörigen Geräten: der Sprossenwand, den von der Decke herabhängenden Ringen, dem Bock, dem Reck usw.
Wie in einem Bahnhofswartesaal sitzen und liegen hier die Menschen auf dem Boden und auf Betten, die längs der Wände aufgestellt sind.
Manch ein Kind hat Bücher und Hefte auf der Bettstatt ausgebreitet und macht Schulaufgaben.
So manche Frau bereitet auf einem Spirituskocher, der auf einem Hocker steht, das Mittagessen. Irgendwo weint leise ein Baby.
Trotzdem jeder mit seinen Angelegenheiten beschäftigt ist, bleibt Alexejs Erscheinen nicht unbemerkt. Dieser ist an der Tür stehengeblieben, und wenige Sekunden später sind aller Augen voller Hoffnung und Angst auf ihn gerichtet: dieser Soldat kommt ja von der Front. Er könnte jemandes Sohn sein, aber auch ein Freuden- oder Unglücksbote ...
„Zu wem wollen Sie?" fragt eine Frau, die ihm am nächsten steht.
„Zu Pawlow, zu Wassili Jegorowitsch Pawlow."
„Zu mir ... Von Serjosha!" ertönt aus der Tiefe des Saales eine Greisenstimme.
Alexej und Schura wenden den Kopf nach der Richtung, aus der die Stimme kommt, und erblicken einen alten Mann, der sich bemüht, vom Bett aufzustehen. Ein kleines Mädchen stürzt zu ihm hin.
„Was machen Sie, Großvater! Sie dürfen doch nicht!"

„Sie kommen von Serjosha! Was ist mit ihm?" fragt der Alte, ohne die Kleine zu beachten.
Alexej eilt zu seinem Bett.
„Regen Sie sich nicht auf! Alles ist gut. Ich komme von Sergej. Hier ... Er schickt Ihnen das."
Alexej holt aus seinem Rucksack das Päckchen heraus. Als die Leute die Seife sehen, entsteht allgemeine Begeisterung.
„Seife!" ruft das Mädchen erfreut aus. „Schaut her! Zwei Stück!"
Doch der Alte scheint den Vorgang nicht begriffen zu haben.
„Lebt er?" fragt er, den ängstlichen Blick auf Alexej gerichtet.
„Aber natürlich lebt er!" sagt das Mädchen und legt als Beweis dafür die Seife in die Hand des Alten.
„Er lebt ...", wiederholt der Greis. Er befühlt die Seife, und um seine Mundwinkel beginnt es zu zucken. Es dauert eine Weile, bis er sich wieder gefaßt hat. „Er lebt also ...", wiederholt er erleichtert. „Danke! Und dieses Geschenk ist also von ihm ..."
„Großvater, legen Sie sich hin. Sie dürfen doch nicht ...", sagt das Mädchen wieder.
„Ist er nicht verwundet?" fragt der Alte.
„Keine Spur! Er ist gesund und munter."
„Setzen Sie sich bitte. Erzählen Sie, wie es ihm dort geht."
Alexej blickt hilfesuchend auf Schura. Er weiß nicht, was er sagen soll.
Schura aber kann ihm auch nicht helfen.
„Hm ... Nun ja, er kämpft ... im großen und ganzen gut ...", beginnt Alexej. „Man kann sogar sagen — ausgezeichnet. Die Kameraden achten ihn ... für seinen Mut. Er ist ein mutiger Mann. Unser Kommandeur sagt ja auch immer: ‚Nehmt euch ein Beispiel an Pawlow — ein standhafter Soldat und ein treuer Kamerad.' Bei uns im Regiment haben ihn alle gern ..."
„Ja, ja ... Schon als kleiner Junge war er allgemein beliebt", bestätigt der Alte. Er blickt in die Runde, als lade er alle ein, an seinem Glück teilzuhaben. „Anna Andrejewna ... Hörst du? Was sagst du nun zu meinem Jungen!" Tief ergriffen schüttelt er den Kopf.
Die Nachbarin nickt ihm mit tränenfeuchten Augen zu.
„Setzen Sie sich. Trinken Sie eine Tasse Tee", lädt die Kleine

(Fortsetzung auf Seite 375)

AR-PREISAUSSCHREIBEN



„Radio DDR", „Armee-Rundschau" und „Die Volksarmee" rufen alle Angehörigen der NVA zu einer großen Spendenaktion für das Urlauberschiff „Fritz Heckert" auf. Es sind dabei 30 Auslandreisen als Preise ausgesetzt. Bedingungen werden in der „VA" bekanntgegeben.
Zusätzlich gibt es im „AR"-Preisausschreiben „Reise, Reise, dufte Preise" zu gewinnen:

Eine Reise in die Sowjetunion

Ein Kofferradio

Eine Buchkollektion

Wer weiß Bescheid, wer füllt den Tipschein richtig aus?
Am „AR"-Preisausschreiben kann nur teilnehmen, wer sich an der Spendenaktion von Radio DDR beteiligt hat.
Unsere Leser in der NVA lassen sich ihre Spende durch den Hauptfeldwebel auf dem Tipschein bestätigen.
Alle anderen Leser, die an unserem Preisausschreiben teilnehmen wollen, zahlen einen Betrag beliebiger Höhe auf das Konto 8520 der Deutschen Notenbank Berlin „FDGB-Urlauberschiff" ein und lassen sich die Einzahlung auf dem Tipschein bestätigen. (Stempel oder Einlieferungsschein.) Letzter Einsendetermin des Tipscheins (Datum des Poststempels) 22. August 1960.
Die Sieger dieses Preisausschreibens werden bei der 11. Großveranstaltung „Auf großer Fahrt", die Radio DDR am 30. August überträgt, bekanntgegeben.

TIPSCHEIN	Nichtzutreffendes streichen!		
Wann werden die Arbeiter der Matthias-Thesen-Werft das Urlauberschiff „Fritz Heckert" dem FDGB fertig übergeben?	1. 3. 61	1. 5. 61	7. 10. 61
Wieviel Passagiere wird sie fassen?	300	400	600
Wieviel kostet eine 14tägige Reise auf einem FDGB-Urlauberschiff für FDGB-Mitglieder?	250,–	450,–	800,–
Wieviel Urlauberschiffe werden laut 7-Jahrplan bis 1965 in Dienst gestellt?	2	3	4

(Unterschrift des Hauptfeldwebels oder Poststempel)

Wer das Heft aufmerksam liest, wird die Antworten finden.

Wir kennen sie bereits, die Schauspielerin Doris Abesser. Nach ihrem Filmdebüt in „Das Leben beginnt" werden wir sie in „Septemberliebe" wiedersehen. Foto: DEFA



Gegner nur auf dem Schachbrett, sonst Waffenbrüder. Wer diese Partie gewann, der rumänische Soldat oder der Soldat unseres Erich-Weinert-Ensembles, wissen wir nicht. Was wir wissen: sollte Strauß uns auffordern, siegt nicht Weiß oder Schwarz, sondern Rot

Kleine Begebenheiten



Diesem hübschen rumänischen Mädchen haben unsere Genossen sicher einen besonders netten Gruß in ihr Büchlein geschrieben

Fotos: G. Lösel, Erich-Weinert-Ensemble

Berliner Bär *und Perinitza*

Mit dem Erich-Weinert-Ensemble auf Tournee in Rumänien · Von C. Klötzer und E. Burkert (Schluß)

Iasi — der Name dieser Stadt war vielen von uns sehr bekannt: aus den Wehrmachtsberichten. Darin genannt zu werden, war wie die Mitteilung, wer das Opfer bei einem Raubüberfall gewesen sei.

Das Opfer, schon fast verblutet, hat sich wieder erholt. Iasi lebt. Die letzten Trümmer schaufelt ein riesiger Bagger weg. „Ich hätte damals nicht gedacht, daß es in Deutschland Menschen gibt, die ich einmal als Freunde treffen würde." Der das sagt ist der Direktor der Penizillinfabrik Iasis Ion Rotaru. Ion war Dreher in einer Eisenbahnwerkstatt. Seit 1953, als die Arbeit in der neuen Fabrik begann, ist er der Direktor. „Früher waren hier vier Schweineställe, sonst nichts". Er führt uns durch das Werk. Es ist wie ein großes Laboratorium, es riecht wie in einer Brotfabrik. Da stehen viele Kessel wie in einer Großküche. Du siehst Rohre, durch die Dampf geht. Und die Bakterien, die sonst jeder ausrottet, haben hier ein Sanatorium: die Temperatur, bei der sie am besten gedeihen. Ihre Nahrung: das Beste vom Besten. Alles blitzt vor Sauberkeit. Du kannst vom Fußboden essen, denn das kleinste Körnchen Schmutz würde sich ihnen auf den Magen legen. Kein Wunder, daß sie bei einem solchen Leben sinnlich werden und sich sinnlos vermehren. Und dann schwitzen sie das aus, was macht, daß du bei einer Krankheit nicht lange zu schwitzen brauchst: Penizillin.

Wir gehen weiter. Ein Wasserhahn tropft. Der Direktor dreht ihn im Vorbeigehen zu. Eine Tür steht offen, er schließt sie. Als wir uns verabschieden, bittet ihn Oberst Kalisch:

„Kommen Sie heute abend ins Theater. Wir laden Sie herzlich ein. Bitte überzeugen Sie sich, daß andere Soldaten in den grauen Uniformen stecken als früher."

Ion Rotaru antwortet: „Ich bin schon jetzt überzeugt davon, anderen hätte unsere Botschaft auch kein Visum gegeben." Er war am Abend im Theater. Er war auch dabei, als wir im Garten des Hauses der Offiziere mit leitenden Genossen der Stadt Iasi ein paar fröhliche Stunden verlebten. Wir fragten ihn, wie ihm das Programm gefallen habe. Er lobte besonders die Politik darin. Er wurde ein bißchen Mittelpunkt, und das war ihm peinlich. Er sagte: „Es scheint so, daß ich in Ihren Augen so etwas wie eine Persönlichkeit geworden bin. Was Sie im Betrieb gesehen haben, ist nicht mein Verdienst, sondern das Verdienst aller, die das geschaffen haben. Und das Lob gebührt ihnen und der Partei, die das Wunderwerk, das Sozialismus heißt, vollbringen."

✶

„Du hast etwas vergessen," sagt mein Freund Erwin Burkert, der mir über die Schulter guckt. „Die Sache mit dem Niveau. Und ich werde sie auch gleich formulieren. Also. Ion Rotaru erzählte, daß er abends Chemie studiere, gemeinsam mit vielen Arbeitern und Arbeiterinnen der Fabrik. Er sagte: ‚Das Niveau der Arbeiter war niedrig, das Niveau der Wissenschaft hoch. Wir haben nicht das Niveau der Wissenschaft niedriger gemacht, wir haben das der Arbeiter erhöht.' Die Arbeiter erhielten dafür den Beifall des Ensembles. Wir sahen uns an und einer von uns, ich weiß nicht mehr wer, sagte: ‚Ein gutes Prinzip, auch für die Kunst'."

✶

In Hunedoara gibt es: eine feudale Burg aus dem Mittelalter mit einem Zwinger, in welchem Gefangene wilden Tieren serviert wurden, und ein feudales Restaurant aus unseren Tagen mit Säulen, in welchem edles Wild den Stahlwerkern serviert wird; Wolken, aus denen es regnet, was unerfreulich ist, wenn man keinen Mantel mit hat und Wolken, die aus hohen Schornsteinen kommen, was erfreulich ist, wenn man bedenkt, was ein sozialistisches Land mit 1,4[1] Millionen Tonnen Stahl jährlich macht; 60 000 Einwohner, die in neuen Häusern wohnen, welche zum Teil wie oberbayrische Berghäuser aussehen, und den Helden der sozialistischen Arbeit Stefan Tripsa, der schon in unserer Republik war.

Mit ihm unterhielten wir uns nach der Veranstaltung in der „Stadt der Flammen", wie die Hunedoaraer ihre Stadt nennen. Hier seine Biographie und die des Werks.

Er wurde 1934 geboren. Das Werk wurde 1937 gebaut. Sein Vater war Eisenbahner, Kommunist. Das Werk gehörte deutschen Konzernherren.

Das Werk wurde Volkseigentum. Er besuchte die Schule für Stahlwerker. Im Werk entstand in der Rekordzeit von zwei Jahren mit sowjetischer Hilfe und sowjetischen Maschinen eine neue Walzstraße. Er wurde als Held der Arbeit ausgezeichnet.

Zum Abschied sagte er: „Weil im sozialistischen Lager einer dem anderen hilft, kommen wir schneller voran. Das beweist unser Werk. Wenn es die Konzernherren doch fertigbringen sollten, Krieg zu machen, dann werden wir sie gemeinsam vernichten."

✶

Das Programm nach dem Programm war konstant. Trotzdem gab es Varianten. In Bacau z. B. spielte ein Orchester, das den Ensemble-Musikmeister Greiner-Pol zu der schwärmerischen Äußerung veranlaßte wie folgt: „Das ist die Musik, die so richtig zum Trinken animiert. Da kannste nicht anders. Hinhören und Trinken ist eins", (seriöse Fassung, die Autoren). Über die Kapelle in Orasul Stalin hingegen war das Lob nicht so ganz einhellig, obwohl man allgemein die Unermüdlichkeit rühmte. Der Garnisonschef von Ploesti meinte besorgt: „Vielleicht ist mein Orchester schlechter als das in Orasul Stalin!?"

Ein rumänischer Offizier tröstete ihn: „Ganz unmöglich." Der Garnisonschef hatte sich wirklich ganz zu Unrecht Sorgen gemacht. Sein Orchester war gut, feurig wie junge Paprikaschoten. (Alle Mitglieder bekamen einen Teddy, der Geiger und die schöne Sängerin Teddy und Dederontuch.)

Es gab Unterschiede hinsichtlich der Weinsorten, hinsichtlich der Güte gab es keine. Alle Weine waren immer sehr gut. (Einige Sorten, die man sich merken sollte: Feteascà de Cotuari, Goldmedaille in Genf, Muskat Otonel, Vin de Cotesti, Vin de Odobeşti.) Es gab unterschiedlich lange Perinitzas, die längste in Hunedoara — 23,5 Minuten.[2]

Es gab unterschiedlich gute Tischreden. Die originellste (Meinung der Autoren) hielt Generalmajor Mariu Dragner in Cluj. Er sagte:

„Meine Frau, sie sitzt hier neben mir, hat die Schönheit und das Talent der Mädchen Ihres großartigen Ensembles gelobt. Was wäre das Leben ohne Schönheit und Talent. Ich möchte einigen dieser Mädchen ein kleines Geschenk machen und ihnen dazu, wie es bei uns Sitte ist, einen Kuß geben. Ich bitte, daß ein Mädchen nach vorn kommt."

Es entstand eine Pause. Keins der Mädchen stand auf. Da rief irgend jemand: „Marlene!". Das ganze Ensemble stimmte ein: „Marlene!". Marlene stand auf, ging nach vorn und nahm Kuß und Geschenk entgegen. „Margot!", wieder Unisono das ganze Ensemble, „Margot!". Margot ging, etwas verlegen, aber mit ihrem schönsten Lächeln nach vorn. „Marika!". sie stand auf und tat desgleichen.

So stimmte an diesem Abend das Ensemble über Talent und Schönheit ab.

✶

Oraşul Stalin ist eine schöne Stadt inmitten der schönen Landschaft der Karpaten. Wir fuhren bei schönem Wetter in eine Fabrik, auch sie war schön. Weiträumig angelegt,

[1] Stahlerzeugung Rumäniens 1959. Sie wird bis 1965 auf 3,3 Millionen Tonnen erhöht.

[2] (Anmerkung: Perinitza ist keine Weinsorte, sondern ein Tanz, bei dem man sich küßt. Mittels eines Tuches fängt man die Auserwählte ein, bzw. wird selbst auserwählt und eingefangen. Das Küssen ist obligatorisch. Im Gegensatz zu diesem Vorgang im unpoetischen Alltag kniet man dabei nieder und alle gucken zu. Der Tanz ist mit der sozialistischen Moral vereinbar.)

Gebäude mit großen Fenstern, davor Grünflächen mit Springbrunnen. Über eine ganze Fabrikwand ein buntes Bild; die Karpaten und viele Traktoren. Links ein kleiner, etwas schmächtiger, dabei die Jahreszahl 1947, rechts ein großer stämmiger mit der Jahreszahl 1960, bei der 47 die Zahl 260, bei der 60 eine 17 000.

Das Werk heißt „Ernst Thälmann". In ihm werden Traktoren gebaut. 1960 17 000. Vorher...

1924 erschienen in dem damaligen Brasov (Kronstadt) Herren mit Aktentaschen. In den Aktentaschen waren Pläne. Nach den Plänen wurde eine große Fabrik gebaut. In der großen Fabrik wurden Flugzeuge gebaut. Diese Flugzeuge würden dringend gebraucht, sagten die Herren in Bukarest (Diese Herren sahen aus, wie die in Kronstadt, nur daß sie Uniformen anhatten.) Die Herren in Bukarest hatten Panzerschränke. In den Panzerschränken waren Pläne. Auf den Plänen stand: Kriegsplan gegen die Sowjetunion. Die Herren machten ihren Krieg, ließen ihre Flugzeuge los — und verloren Flugzeuge und Krieg.

Aber vorher schickten die Herren aus Amerika ganz schnell noch mal ihre Bomber. Drei Angriffe, und das Werk war ein rauchender Trümmerhaufen.

Das war im April 44, im April, als die Sowjetarmee kam. Es gab nicht nur die Herren, es gab auch die Arbeiter. Einer von ihnen ist der Gießer Ilie Trandafirescu, heute Ingenieur, (51 Jahre). Er berichtet:

„Ich lernte bei einem Privatmann in Ploesti. Von den Arbeitern dort habe ich den ersten Unterricht im Klassenkampf erhalten. Ich habe den Kampf von Rosa Luxemburg und Ernst Thälmann verfolgt wie unseren eigenen. In der Zeit als hier die Faschisten die Macht hatten (1938—44) war es sehr schwer für uns Illegale und besonders schwer für die in der Flugzeugfabrik. Ich bin 1936 von der Partei in die Flugzeugfabrik gestellt worden. Trotzdem viele Arbeiter rot waren, sind sie hier genommen worden. Man brauchte gute Facharbeiter. Man nahm auch die kommunistischen, weil man dachte, man hätte sie unter Kontrolle. So ist es gekommen, daß in dieser Fabrik ein Zentrum von klassenbewußten Arbeitern war. 1938 wurde ich Sekretär der illegalen Parteiorganisation in dieser Fabrik. Es war sehr schwer; denn wir konnten kein Wort offen sagen. Wir haben versucht, die Arbeiter um uns zu scharen, daß sie nicht umkippten und auf die Seite der Legionäre (Faschisten) übertraten.

Trotzdem man uns immer so scharf beobachtet hat, ist damals nie ein Manifest (Agitationsschriften, auf ganz kleinen Zettelchen) in die Hände der Polizei gelangt

Ich habe mit einem Sachsen (Siebenbürgendeutschen) zusammengearbeitet. Er hieß Hans. Er hat unsere Manifeste in die Wehrmacht gebracht. Als die Stadt von den Amerikanern das erste Mal gebombt wurde, ist er dabei umgekommen. 1941 sind durch einen Fehler Manifeste von mir in die Hände der Polizei gefallen. Ich kam in ein Zuchthaus bei einem Salzbergwerk. Die Sowjetarmee hat uns dort 1944 befreit. Da bin ich wieder in die Fabrik gegangen. So, wie es in den Direktiven des fünften Parteikongresses steht, haben wir beschlossen, statt Flugzeugen Traktoren zu bauen."

Der Finanzminister des Herrn Rådescu[1] war dagegen: „Traktoren sind in Amerika nur halb so teuer zu haben."

Der Genosse Gheorghiu-Dej und die Genossen der KPR waren dafür: Rumänien braucht eine eigene Industrie.

Der Herr Rådescu und sein Finanzminister wurden zurückgetreten (6. März 45). Die Arbeiter bauten in zwei Jahren das Werk wieder auf. Dann wurden Traktoren gebaut.

Auf dem Fabrikhof stehen große Kisten mit Traktoren. Auf den Kisten steht: Santos. Südamerika kauft heuer 3000 Traktoren aus Rumänien — gewiß nicht aus Sympathie für die sozialistische Wirtschaft. „Ein Händler wird nicht nach dem Glauben gefragt, sondern nach dem Preis." Brecht.

Habe ich etwas Wichtiges vergessen?

„Ja. Erstens den Marschall Malinowski. Er hat im Krieg auf 2000 Waggons verzichtet, damit die ausgelagerten Maschinen wieder zusammengeholt werden konnten.

Zweitens die Spezialisten aus Moskau".

Sie kamen 1948 mit Aktentaschen. In den Aktentaschen waren Pläne und Berechnungen. Auf den Berechnungen stand, wie man gut und billig Traktoren produziert. Seit man im Ernst-Thälmann-Werk gut **und** billig produzierte, hatte man gutes Geld übrig, gute Wohnungen, ein Krankenhaus — das beste der Stadt —, eine Kinderkrippe, einen Sportplatz, eine Sporthalle und einen Klub zu bauen. Drittens?

„Drittens, daß wir im Traktorenwerk ‚Ernst Thälmann' am Abend aufgetreten sind und einen großen Erfolg hatten." Richtig, der Genosse Ilie Trandafiresuc sagte, noch ganz unter dem Eindruck des Programms:

„Ich habe über Bismarck gelesen, über den preußischen Stiefel, wie man früher sagte. Ich habe den preußischen Militarismus selber kennengelernt. Das war für mich Deutschland. Ich wußte, daß man bei Ihnen auf einem neuen Wege ist. Aber heute habe ich **gesehen** und **gehört**, wovon ich vor 30 Jahren nur zu träumen wagte. Der preußische Militarismus ist bei Ihnen verschwunden. Jetzt kommen aus Ihrem Deutschland andere Töne als der Marschtritt der Preußenstiefel. Das Programm hat Ihre jetzige Lebensauffassung gezeigt. Man möchte jedem von Ihnen dafür die Hand drücken. Ich bin sicher, wir Arbeiter werden ihn wegschaufeln den Militarismus, aus ganz Deutschland."

[1] Radescu, Ministerpräsident der bürgerlichen Regierung nach der Befreiung am 23. 8. 1944, von der nationaldemokratischen Front zum Rücktritt gezwungen.



Auf dem Bahnhof in Bacau: Blicke, Blumen, Perinitzas
Foto: Karl-Heinz Kraemer

Ballade vom Soldaten *(Fortsetzung von Seite 371.)*

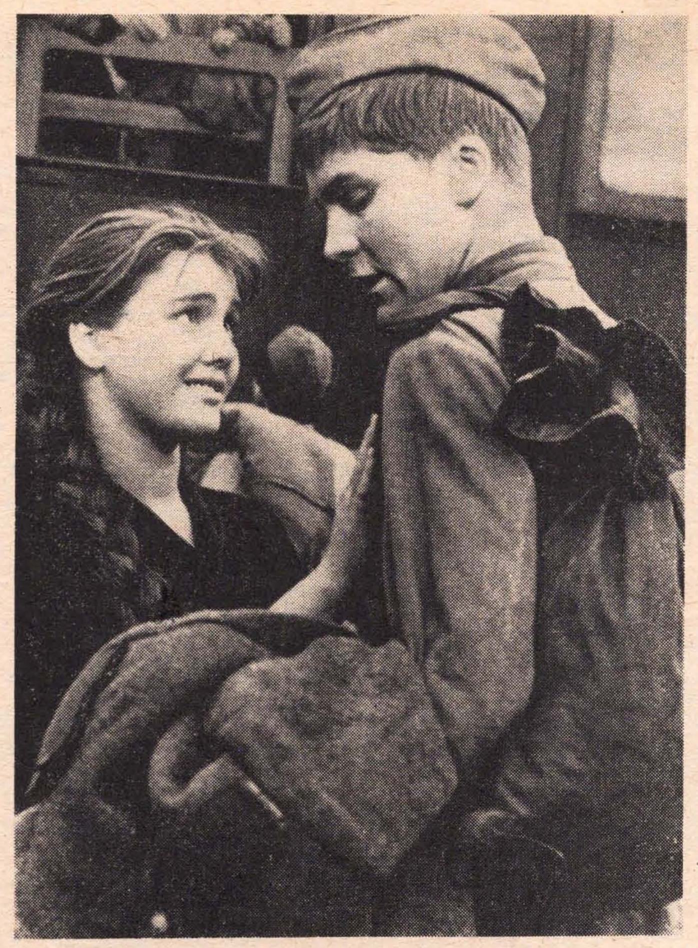
sie ein, die bereits eine Kanne Tee herbeigezaubert hat. „Sie haben doch eine Reise hinter sich."
„Nein, nein, danke. Wir müssen gehen."
„Er verpaßt seinen Zug!" wirft Schura wieder ein. „Entschuldigen Sie bitte. Aber er muß unbedingt den Zug erreichen!"
„Ich verstehe. Der Dienst geht vor...", sagt der Alte mit müder Stimme. Er richtet sich wieder ein wenig auf. „Bestellen Sie Serjosha, daß ich mit ihm zufrieden bin und daß es uns gut geht." Er zeigt mit der Hand in die Runde. „Davon sagen Sie ihm nichts. Das ist ja ohnehin nur zeitweilig. Er soll ja beruhigt sein. Sagen Sie ihm noch... daß Lisa, seine Frau..., arbeitet. Sie läßt ihn grüßen... Sie wartet auf ihn..."
Alexej merkt, wie schwer es dem Alten fällt, die letzten Worte auszusprechen, und wie sich das Mädchen auf die Unterlippe beißt.
„Ich werde es ihm ausrichten", sagt Alexej.

*

Die Grünanlage vor dem Bahnhof. Alexej und Schura gehen wieder durch die menschenleere Allee. Neben „ihrer" Bank bleiben sie stehen.
„Aljoscha...", beginnt das Mädchen und stockt. Plötzlich wirft sie sich ihm an die Brust und bricht in Weinen aus.
Alexej streicht ihr schweigend übers Haar.

*

Die Bahnstation. Wieder aufgeregtes Gedränge beim Einsteigen. Alexej zwängt sich zu einem Wagen durch und zieht Schura hinter sich her.
Die Schaffnerin vertritt Schura den Weg.
„Wohin? Der Wagen ist nur für Militär."
„Sie gehört zu mir!" schreit Alexej vom Trittbrett und versucht, Schura mit heraufzuziehen.
„Ist sie deine Frau?"
„Ja!" antwortet Alexej.
„Nein!" sagt Schura gleichzeitig.
Die Schaffnerin schiebt das Mädchen rücksichtslos beiseite.
„Sie gehört zu mir!"
„Werdet euch erst einig, dann kannst du sie mitschleppen!"
„Halt nicht auf!" lärmen die Nachdrängenden.
Irgendein feister Militär schubst Alexej in den Wagen hinein. Ein anderer, zwei schwere Koffer in den Händen, klettert hinter ihm drein. Eine Frau versucht sich in den Wagen hineinzuschmuggeln. Doch den scharfen Augen der Schaffnerin entgeht nichts — der Versuch scheitert.
Schura blickt flehend die Schaffnerin an. Diese aber geht ganz in ihrem schweren Dienst auf und sieht diese Blicke nicht.
Alexej quetscht sich zum Ausgang durch und springt auf den Bahnsteig hinunter.
„Was hast du angestellt? Hättest du dir die Zunge abgebrochen?" fährt er Schura an.
Das Mädchen lächelt schuldbewußt.
„Wirklich, es war dumm von mir. Ich habe völlig den Kopf verloren..., Aljoscha!" sagt sie plötzlich leidenschaftlich. „Fahr allein. Ohnehin hast du einen halben Tag verloren! Ich schaffe es schon, ich hab's gar nicht mehr weit. Fahr, Aljoscha, Liebster! Fahr allein weiter!"
„Warte, Schura...", unterbricht er sie. Irgendeine Idee reift in seinem Kopf. Plötzlich erhellt ein Lächeln sein Gesicht. „Weißt du, was Tarnung Nummer drei bedeutet?" fragt er aufgeräumt.
„Nummer drei?" Schura blickt ihn verständnislos an. „Nein, keine Ahnung."
„Gleich wirst du's erfahren!"
Entschlossen zieht er seinen Mantel aus und reicht ihn dem Mädchen.
„Zieh an!"
„Wozu denn?"
„Frag nicht lange, zieh an...! So, und jetzt noch die Mütze. Nun aber los!"
Das Mädchen sieht in Alexejs Soldatenmantel plump und unbeholfen aus. Stolpernd über die langen Schöße, läuft sie hinter Alexej her, zu einem Wagen mit geräumiger, offener Endbühne.
Während sie sich zur Tür durchschlagen, verlieren sie einander.
Auf dem Trittbrett sieht sich Schura suchend nach Alexej um.
„Halten Sie den Betrieb nicht auf!" ermahnt die Schaffnerin sie.
„Bitte?" Das Mädchen sieht sie erschrocken an.
„Treten Sie durch, die anderen wollen auch noch einsteigen!"



Fotos: Sovexport

Der herbeigeeilte Alexej zwängt sich zwischen die beiden. Er steckt seine Fahrkarte der Schaffnerin in die Hand und klettert in den Wagen, fest überzeugt, daß Schura ihm nachkomme. Er hat bereits die Endbühne erreicht, da merkt er, daß das Mädchen auf dem Trittbrett steckengeblieben ist und nicht vom Fleck kommt.
„Was hast du schon wieder?" ruft er ihr ärgerlich zu und streckt ihr die Hand hin.
„Jemand steht auf meinem Mantel! Ich kann ihn nicht herausziehen!" sagt sie kläglich.
Alexej drängt sich wieder zu ihr durch, hilft ihr, den Mantelschoß freizubekommen, und zusammen steigen sie endlich ein.
„Fein hat es geklappt!" sagt Schura erfreut. „Sehe ich einem Soldaten ähnlich, ja?"
„Zum Verwechseln ähnlich", versichert Alexej schmunzelnd.
„Kein Mensch hat etwas bemerkt."
Ringsum lärmendes Gedränge und Gestoße der Reisenden.
Schura nimmt die Feldmütze ab und setzt sie Alexej auf. Den Mantel in dieser Enge auszuziehen, ist unmöglich.
„Na also, bald bist du am Ziel", sagt Alexej lächelnd.
„Am Ziel...", wiederholt Schura mit einem traurigen Seufzer.
Alexej bemerkt ihre Trauer und wird ernst.
„Kopf hoch, Mädchen, sagt er mit gemacht munterer Stimme und versucht zu lächeln. „Ich bin überzeugt, alles wird gut... Mach dir das Herz nicht zu schwer, er wird schon wieder auf die Beine kommen."
Schura lächelt wehmütig und schüttelt den Kopf.
„Weißt du, Aljoscha, noch nie bin ich einem solchen Burschen begegnet wie dir."

*

Und nun sind sie wieder unterwegs. Die offene Endbühne des Wagens, wie man sie jetzt gar nicht mehr herstellt und die es schon im Kriege selten gab, ist vollgepfropft mit Menschen. Die Räder stampfen. Der Wind heult. Alexej und Schura stehen dicht aneinandergepreßt in der Menge. Sie versuchen, sich zu unterhalten, doch der Lärm verschluckt ihre Stimmen.
Ihre Nähe verwirrt sie. Mal berühren sich ihre Hände, mal schmiegt Schura ihren Kopf an Alexejs Schulter, um sich vor dem Wind zu schützen. Sie sind beisammen. Und alles andere

(Fortsetzung auf Seite 385)

Kulturgeschichten

Die Wandzeitung

Es ist ungefähr sieben Wochen oder auch etwas länger her. Es wollte und wollte mit der Wandzeitungsarbeit in der Batterie nicht klappen. Das ist doch zum Verzweifeln, denkt der Politstellvertreter. Er geht zum FDJ-Sekretär, und beide bringen dann endlich Schwung in die Wandzeitungsredaktion. Und da zeigt sich plötzlich ein nie gekannter Reichtum von Talenten in der Batterie. Zeichner und Maler sind auf einmal da, Photomonteure und Dichter, Kritiker und Ratgeber. Niemand hatte sich das vorher auch nur träumen lassen.

Jedenfalls wurde eine Wandzeitung angefertigt, die ihresgleichen im ganzen Regiment nicht fand. Die Genossen der Batterie standen vor diesem Musterexemplar, lasen und schmunzelten. Der Batteriechef lobte, der Parteisekretär lobte; kurz: alle wiesen auf diese Wandzeitung und stellten einstimmig fest: Jawohl, so muß eine Wandzeitung aussehen.

Und weil sie so gut war, hängt sie heute noch.

Klaus Trautmann

Was dem Politunterricht recht ist . . .

Eines Tages kommt ein Soldat mit einem kleinen Gedicht zu mir. „Würden Sie es sich bitte einmal durchlesen?"

Ich lese also. Er erklärt darin, daß es wichtig ist, die Gefechtsbereitschaft zu erhöhen, weil der Westen eine Grenzprovokation nach der anderen unternimmt. Inhaltlich gefällt mir das Gedicht sehr gut. Ich sage ihm das auch.

„Hören Sie", ergänze ich, „ich werde Ihr Gedicht etwas überarbeiten, damit es keine Fehler mehr hat und noch besser klingt, und dann kommt es an die Wandzeitung."

Zu Hause setze ich mich also hin, um das Gedicht zu überarbeiten.



Am nächsten Morgen komme ich in die Batterie und sehe das Gedicht bereits am Wandzeitungsbrett.

„Nanu", sag ich, „Sie haben es ja schon angebracht. Wir wollten es doch noch verbessern."

„Nein, nein", verteidigt er sich und seinen Vers, „im Politunterricht sagen Sie immer, daß wir alle eine eigene Meinung haben sollen, ganz gleich, wie wir sie sagen. Gilt das nicht auch für Gedichte?"

KT

Vorsätzliche Tötung

Auf dem Tisch eines Kompaniechefs lag eine dicke Beschwerde. Um sich zu verantworten, erschien der Soldat Berthold beim Kommandeur.

„Anstatt als richtiger Soldat die Scheibe zu treffen, haben Sie dem Schießbudenbesitzer von nebenan den wertvollsten Porzellanpreis — einen Gartenzwerg — kurz und klein geschossen."



„Aber inzwischen bezahlt, Genosse Kommandeur", verteidigte sich Berthold, „und die Schuld trifft eigentlich meinen Politstellvertreter. Da es mir an Kultur fehlt, riet er mir, ins Theater zu gehen. So fahre ich denn eine Stunde bis Potsdam, und selbiges ist ausverkauft. Ich erleichtert zurück, aber auch das Kino ist schon dicht. Verärgert gehe ich zum Rummel, wo Eintritt frei ist. Beim neunten Bier sehe ich dann, wie der Zwerg mich in einem fort angrinst. Und da fällt mir ein, Berthold, du solltest heut abend für die Kultur was tun. Bei der Ehre der Kompanie: ein Schuß genügte!"

Waldemar Seiffert

Vignetten: Elizabeth Shaw

Der Kulturinstrukteur antwortet

Gefreiter Kunow: Ich habe einen Chorleiterlehrgang besucht und eine Menge gelernt. Als ich zurück in meine Einheit kam, hatte ich keine Unterstützung. Darum ist die Arbeit nicht vom Fleck gekommen.

Oberleutnant Flegel: Auf Unterstützung soll man nicht warten, man muß sie sich holen. Leider kann man nicht auf Lehrgängen lernen, wie man das macht. Man braucht dazu etwas Courage, die FDJ-Leitung und den Parteiorganisator.

Oberleutnant Georgi: Der Politstellvertreter und ich, wir haben auf kulturellem Gebiet beide nichts auf dem Kasten. Wir haben noch nie Kulturgruppen geleitet, darum trauen wir uns an die Kulturarbeit auch nicht recht ran.

Oberleutnant Flegel: Die Offiziere müssen nicht unbedingt Chöre und Kabarettgruppen leiten. Das können die Soldaten oft viel besser. Außerdem soll man nicht in den Kulturgruppen die einzige Form kultureller Arbeit sehen.

Doch jeder Offizier sollte seine kulturelle Bildung ständig vergrößern, Bücher lesen, ins Theater gehen, sich für Kulturfragen interessieren. Das wird ihn persönlich bereichern, das wird ihn in die Lage versetzen, die kulturelle Arbeit in seiner Einheit anzuleiten. Das ist nicht dasselbe wie Kulturgruppen zu leiten.

Kanonier Hahn: Für eine Kabarettgruppe kriegen wir genügend Kräfte zusammen. Was fehlt, ist vor allem Material.

Oberleutnant Flegel: Material für Kulturgruppen treibt kein Wind ins Haus. Lest aufmerksam die Armeepresse, den „Eulenspiegel", die „Junge Welt", setzt euch mit eurem Bezirkshaus für Volkskunst in Verbindung und mit dem Hoffmeisterverlag in Leipzig. Beobachtet euer Leben in den Einheiten kritisch. Ihr werdet genügend Stoff für Sketche, Gedichte und Songs finden. Wendet euch vor allem an junge Autoren in euren Einheiten und die Mitglieder von Literaturzirkeln.

Oberleutnant Heintze: Wir wollen beim Kulturwettstreit am 27. und 28. erfolgreich mitwirken. Die Proben haben schon begonnen.

Oberleutnant Flegel: Das ist löblich — aber baut nicht nur etwas auf, wenn ein Wettstreit bevorsteht. Enttäuscht euch nicht selbst durch Kampagnen. Arbeitet für eure Einheit und regelmäßig.

Kanonier Radtke: Ich singe gern aus Opern und Operetten, auch Schlager. Nur, es gibt keine Kulturgruppe, der ich mich anschließen könnte.

Oberleutnant Flegel: Es bedarf nicht einer großen Kulturgruppe, um zu singen. Findet euch abends im Klub zusammen. Die vielen jungen Talente, die oft im Verborgenen blühen, erhalten da eine Möglichkeit, sich vorzustellen, allen zur Entspannung und Freude. Dazu ist es aber nötig, daß jedes Talent an sich arbeitet, daß es diszipliniert sein Können entwickelt.

Soldat Beitz: Wir wissen oft abends nicht, was wir machen sollen und sitzen nur so rum. Auch auf der Fahrt zu Übungen herrscht meist Langeweile. Was kann man da machen?

Oberleutnant Flegel: Es gibt sehr viele lustige und unterhaltende Massenspiele, zu denen es weder einer Bühne noch großer Vorbereitungen bedarf. Rätselraten, Lieder singen. Strengt euer Köpfchen etwas an, dann wird euch sicher etwas einfallen.

Der schreibende Soldat

Pionier Müller und die Feldküche

Die Übung ist zu Ende. Nun heißt es: Erst die Einsatzbereitschaft, dann die Ruhe. Der Hauptfeldwebel teilt die Soldaten ein. Da steht noch die Feldküche. Während der Übung spielt sie keine unbedeutende Rolle, besonders für Pionier Müller, dessen Grundsatz wie folgt lautet: „Zweimal Nachschlag ist die Norm." „Jawohl", denkt der Hauptfeldwebel, „das ist der richtige Mann."

Etwa nach einer Stunde begibt sich der Hauptfeldwebel auf einen Kontrollgang. Im Park der Kompanie traut er seinen Augen nicht. Der Genosse Müller liegt neben der Feldküche und schläft. Der Vorgesetzte überlegt noch, wie er erzieherisch handeln soll, da fährt es ihm schon heraus: „Müllerrrr!" Der springt auf und schaut im ersten Moment verdattert drein. Als er den Hauptfeldwebel erkennt, setzt er sich die Feldmütze zurecht, nimmt Haltung an und meldet: „Genosse Hauptfeldwebel, Pionier Müller beim Reinigen der Feldküche. Keine besonderen Vorkommnisse." Der Hauptfeldwebel kocht. Da liegt also so ein Vielfraß, schläft in den Tag hinein, führt seinen Befehl nicht aus und erstattet auch noch eine Meldung. Er mußte sich sehr beherrschen. „Warum führen Sie meinen Befehl nicht aus?" wird er ein wenig laut. Müller aber behält seine Ruhe. „Sie werden entschuldigen, Genosse Hauptfeldwebel, ich führe ihn aus. Ich habe Wok in den Kessel geschüttet. Beim letzten Bekleidungsappell haben Sie gesagt: ‚Genossen, nehmen Sie Wok, Wok wäscht allein.'"

Horst König

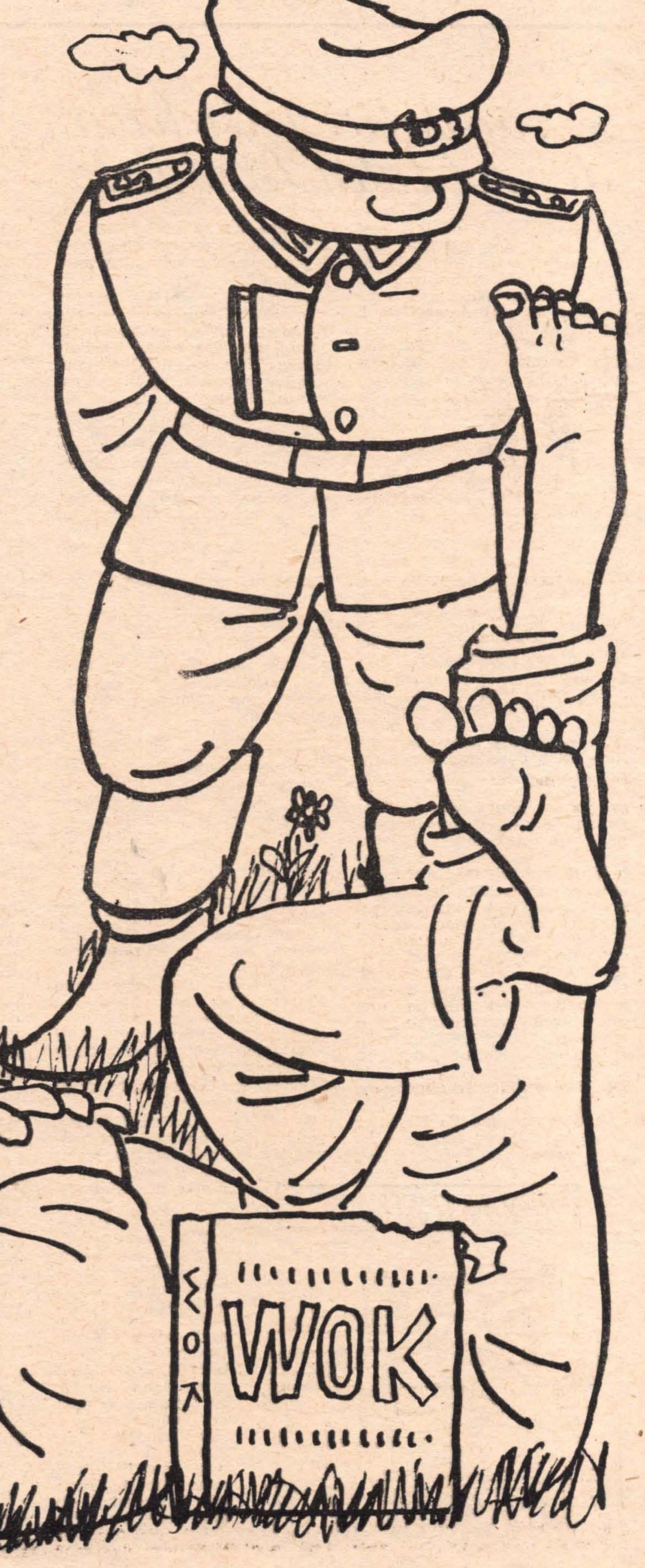


Illustration: Paul Klimpke

..... und die Ansichten des Soldaten Blatusek

Wollen wir doch neulich mal allein sein, was die Bibi und mich betrifft, weil die Bibi ist hier im FDGB-Heim und ich bin bei uns. Was sehr umständlich ist, wenn man Urlaub hat.

„Café Rio?" fragt die Bibi.

„Sehr erstklassig" sag ich, „aber auch nicht sehr intim bei Regen".

„Kino ist heute auch nicht", sagt die Bibi.

„Und draußen regnet es, verdammt," sag ich.

„Au!", sagt die Bibi da, weil ich sie in die Seite knuffe, weil ich nämlich eine Idee habe.

„Bei uns . . ." sag ich.

„Als objektfremde Person darf ich nicht . . ."

„Laß mich doch erst mal ausreden". sag ich, „also bei uns im Heim ist da eine Sache, wo auch für Personen zugelassen ist wie du, allerdings mit Begleitung."

„Aber wir wollten doch ein bißchen allein sein", sagt die Bibi.

„Eben," sag ich, „das ist ja die Idee dran, dort sind wir nämlich alleine und zwar garantiert. Es ist eine Veranstaltung mit Schank-Songs, was so etwas ist wie Schlager, nur daß sie nicht so oft gespielt werden und einen Sinn haben, was das betrifft und mit Gedichten, die auch alle einen Sinn haben sollen, nur daß man ihn manchmal schwer herausfinden kann."

Wir gehen also zu uns und in den Goethe-Saal und sind wirklich die Alleinzigen. Wir setzen uns auf die hinteren Reihen, gegenüber von Goethe und einer Losung, wo drauf zu lesen ist wie folgt: „Stürmt die Höhen der Kultur auch im Urlaub".

Der Bibi gefällt's scheint's ganz gut.

„Aber, wenn nun die Künstler kommen . . ." sagt sie.

„Die schau'n aufs Blatt", sag ich, um sie zu beruhigen. Da kommt der Heimleiter Genosse Adam, aber wir sehen ihn noch rechtzeitig. Er sagt:

„An euerm Verhalten sollten sich alle Gäste ein Beispiel nehmen. Ihr scheut nicht die Mühe, die das echte Erlebnis fordert. Fordert alle Gäste auf, diesem euerm Beispiel nachzueifern. Die wollen nur auf die Gipfel der Kultur, wenn sie mit ihrem P 70 rauffahren können. Geht ins Schiller-Zimmer und in den Rembrandt-Salon. Erzieht sie mit der Rolle des guten Beispiels."

Die Bibi sagt: „Ich gehe ins Rembrandt-Zimmer" und zwinkert mir dabei zu. Wie ich die Tür zum Schiller-Zimmer aufmache, sagt grad die Frau Herzberg: „Rommé!"

Ich sag schnell: „Entschuldigung, im Goethe-Saal ist eine Maßnahme, in die ich recht herzlich einladen soll. Es handelt sich dabei um Schank-Songs und Gedichte und sie kosten nichts."

„Kosten nichts!?" sagt die Frau Kreuzer. „Aber ein Strandkorb, der kostet fünf Mark die Woche."

„Die Kunst ist auch am Strande gratis", sag ich, „wo sie aus der Tonsäule kommt."

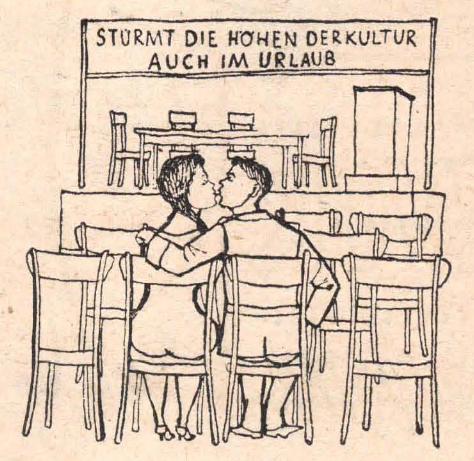
„Was man für umsonst hat", sagt die Frau Pickel, „weiß man gar nicht zu schätzen."

Ich weiß nicht, ob sie damit jetzt die Tonsäulenmusik meint, sage aber: „Deshalb kosten auch die Strandkörbe fünf Mark."

„Außerdem", sagt die Frau Karow, „ich hab überhaupt nichts anzuziehen mit", was aber nicht stimmt, wie sich jedermann mit einem Blick überzeugen kann.

„Gehen wir also nun?" fragt die Frau Herzberg.

„Nein!", sagt die Frau Kreuzer, welche eben einhundertsiebenundachzig angesagt hat, „erst die Regelmäßigkeit macht die Erholung, sagt der Doktor Schuster. Regelmäßig essen, regelmäßig schlafen, regelmäßig rommén. Auch im Urlaub soll man sich nicht verzetteln, sagt mein Mann. Und was die Musik betrifft, die hat man dann wieder zu Hause, von früh bis abend."



„Es handelt sich, glaub ich, um andere", sag ich, „und dann ist da noch ein Unterschied, ob man dabei ist, oder dabei die Fenster putzt, was auch sehr notwendig ist, was das betrifft."

„Eben", sagt die Frau Pickel, „deshalb fährt man ja auch in Urlaub: keine Fenster und keine Musik", und teilt die Karten aus.

Wie ich wieder in den Goethe-Saal komme, ist er halb voll. Ich frag die Bibi:

„Wie hast du das nur gemacht?"

„Wer kann mir schon was abschlagen", sagt die Bibi, „außerdem, hab ich Glück. Wie ich reinkomme ist im Fernsehen grad die Boxübertragung zu Ende und es wird ne musikalisch-literarische Veranstaltung angesagt. Ich brauche nur noch auszuknipsen."

„Du hast es z u g u t gemacht," sag ich, „weil, wir wollten allein sein im Goethe-Saal."

„Das Rembrandt-Zimmer ist jetzt frei", sagt die Bibi. „Aber die Rolle des guten Beispiels?" frag ich sie.

SELBSTTOR

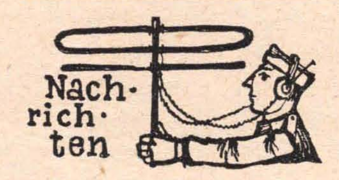
Es kam kein selbstgestrickter Leutnant und erst recht kein Muschkote in den Kinosaal, als ein ganz böser Film aus dem ganz bösen Osten gezeigt wurde: „Unternehmen Teutonenschwert." Wie jedermann weiß, ist General Hans Speidel, um den es sich darin handelt, ein totaler Ehrenmann, wie z. B. auch Oberländer, Globke, Kammhuber und Eichmann totale Ehrenmänner sind. Wäre er sonst Bundeswehrgeneral? Und die Film-Dokumente, die den Ehrenmann Hans Speidel als Organisator von zwei politischen Morden zeigen und als einen Mann, der seine Offizierskollegen vom 20. Juli der Gestapo ans Messer lieferte, können infolgedessen nicht wahr sein. (Und wenn sie selbst wahr wären, dürften sie eben nicht wahr sein, denn was sollten die Leute auch in Frankreich sonst von den friedlichen Absichten der Bundeswehr halten, die solche Generale hat.)

Besagter böser Film wurde also vor einem auserwählten Gremium von Bundeswehroffizieren gezeigt, damit die Herren mal eine Idee davon bekommen sollten, wie so was im Osten gemacht wird. Aber damit nicht etwa etwas hängen bliebe, von der östlichen Agitation – kann man's wissen – verlas ein Offizier der Inneren Führung gleich hinterher einen fix und fertig gelieferten Kommentar, der den Speidel wieder richtig stellte.

Die Wirkung war nicht wie beabsichtigt. Unter vier Augen gestand man sich gegenseitig – nicht ohne sich zuvor durch den (west-) deutschen Blick abgesichert zu haben – (kurze Kopfwendung nach links und rechts, ob auch niemand zuhört): „Das kann nicht konstruiert oder gefälscht sein. Da muß schon was dran sein."

Daraufhin verschwand der Film schleunigst.

Wie wär's, wenn die Innere Führung nun auch noch den Film „Der Fall Heusinger" zeigen würde. Schließlich, was dem Speidel recht ist . . . Und uns wär's auch recht. **CK**



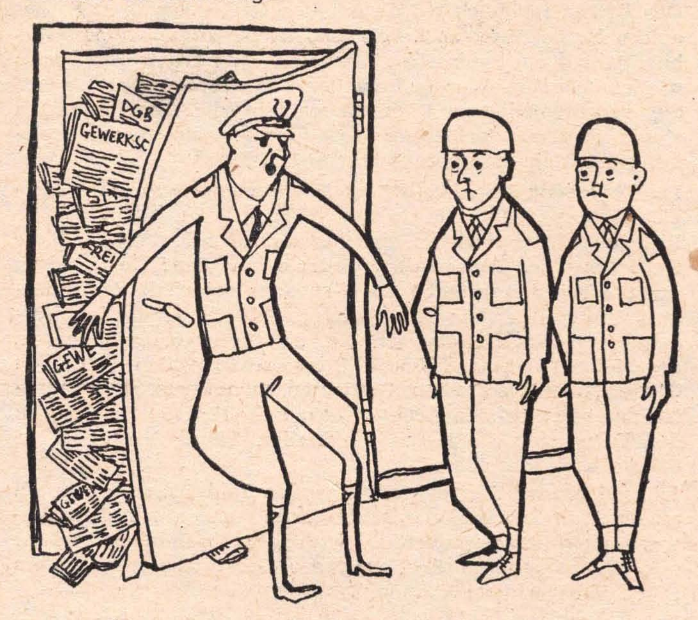
Genosse Willi Bredel las vor den Besatzungen der Schiffe Hummitzsch und Kuhnisch aus seinem noch unveröffentlichten Buch „Hamburg – Geschichte einer Stadt in Geschichten" und aus „Ein neues Kapitel". Es erwies sich dabei, daß Willi Bredel auch gut vortragen kann. Die Lesung bekam durch die Anwesenheit einiger Helden des „Neuen Kapitels" einen besonderen Reiz. Sie wurde von den Matrosen mit Begeisterung aufgenommen. JH

Der Literaturzirkel der Seestreitkräfte traf sich kürzlich zu seiner dritten Tagung im Haus der Armee in Rostock. Ein Genosse berichtete von den Arbeiterfestspielen, und der Zirkel beriet, wie die Bewegung des schreibenden Soldaten in unseren Seestreitkräften verstärkt werden könne. Die Mitglieder beschlossen, in ihren Truppenteilen neue Talente aufzuspüren und zu beraten. Drei Genossen lasen aus ihren Arbeiten vor. PV

Die Flieger des Truppenteils Lätzer besuchten in der Zeit des Feldlagers mehrere Veranstaltungen der Ostseewoche 1960 und bereiteten sich in den Staffeln auf das Kultur- und Sportfest ihres Verbandes vor. Ein Delegationsaustausch sowie ein Volleyballturnier mit einer benachbarten Flakeinheit festigten die Verbindung beider Waffengattungen. RD

Die Mitglieder des Literaturzirkels des MB V trafen sich in der Zeit vom 5. bis 9. Juli zu einem Lehrgang. Gemeinsam mit dem Schriftsteller Rolf Peter Berhard sprachen sie besonders über Gedichte und lernten literarische Arbeiten einzuschätzen. Sie verpflichteten sich, in ihren Truppenteilen die schreibenden Soldaten um sich zu scharen, regelmäßig an den Zeitungen der Verbände mitzuarbeiten und einen Beitrag zur „Messe der Meister von morgen" zu leisten. CK

Die westdeutschen Gewerkschaften schicken beträchtliche Mengen von Zeitungen in die Bundeswehr. Sie landen bei den Presseoffizieren zur Verteilung.



Oberst Schmückle (Pressechef der Bundeswehr) auf einer Tagung der Presseoffiziere:

„Besonders was die Gewerkschaftszeitungen betrifft, meine Herren, schließlich sind wir keine Briefträger." Zeichnungen: Horst Bartsch



zur Anekdote über das Erich-Weinert-Ensemble, Kulturmagazin „AR" 7/60.

Es trifft nicht zu, was in ihrem Blatt über das Erich-Weinert-Ensemble in Umlauf gebracht wird. Weder die männlichen noch die weiblichen Angehörigen des Ensembles tragen Fußlappen.

Major Greiner-Pol

PS. Das andere stimmt.

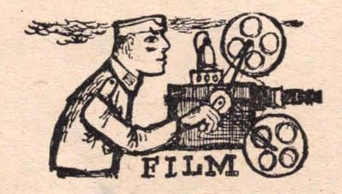
Ich verwahre mich gegen so etwas. 1957 waren wir in Mühlhausen und jetzt schon wieder. Wenn der Soldat Müller aus dieser Dienststelle sich beschwert, daß er uns noch nicht gesehen hat, so kann ich nur sagen, daß es nicht an uns liegt, wenn er zu dieser Zeit im Sommerlager war.

Oberfeldwebel Fach



„DIE ROTE SCHLACHT" von Michail Kolzow. Unter den zahlreich erschienenen Büchern aus der Zeit des Spanienkrieges nimmt Kolzows Buch eine Sonderstellung ein. Es ist aus der umfassenden Perspektive eines Journalisten geschrieben, und bietet einen Überblick über die gesamte Situation während des Freiheitskampfes. Kolzow, der als Korrespondent der Prawda in Spanien tätig war, berichtet über die Verhältnisse an den Fronten, im Hinterland und denen innerhalb der Regierung. Er beschreibt den Streit zwischen den Parteien, der lange Zeit die einheitliche Führung der Armee verhinderte und sich sehr verhängnisvoll auswirkte, er schildert den heroischen Mut der Soldaten und den der Bevölkerung. Er erzählt von Spionage, faschistischen Anschlägen sowie von der Unfähigkeit und dem schlechten Verhalten der Regierung Caballero. Durch seine Aufzeichnungen weht der Atem des aufoperungsvollen antifaschistischen Kampfes. Kolzows Werk ist voller Leidenschaft und Parteilichkeit, es ist ebenso interessant wie informativ, lebendig und vollerSpannung.





DER „KÖNIG DES BÖHMERWALDES" 1948 in einem abgelegenen Grenzabschnitt des Böhmerwaldes. Eine kleine Einheit von tschechoslowakischen Grenzsoldaten steht in hartem Kampf mit Agenten, die von Westdeutschland in die CSR eingeschleust werden. Einer der Grenzsoldaten ist der Wachtmeister Karel Zeman. — Ein erfahrener und mutiger Soldat.

Wir erleben seine Liebe zu Marie und das tragische Ende dieser Liebe. Obwohl diese Geschichte echt ergreift, weil sie menschliche Gefühle vermittelt, besteht für den tragischen Ausgang keine innere Notwendigkeit.

Die Soldaten der Einheit werden uns, jeder durch seine besondere Art, sympathisch. Darum fällt eine so schematische Gestalt wie der Galapeter störend auf.

Der Film ist spannend. Leider wird die Spannung nicht immer durch das Handeln der Charaktere erzeugt, sondern sie beruht teilweise auf äußerlichen Effekten. Trotzdem ein interessanter und sehenswerter Film.

Wußten Sie schon ...

... daß eine 14tägige Mittelmeer-Schwarzmeer-Reise mit einem FDGB-Urlauberschiff und auf FDGB-Ferienscheck nur 250 DM kostet und daß dabei die Hin- bzw. Rückfahrt, Landgänge usw. inbegriffen sind,

... daß der westdeutsche DGB keinen Feriendienst hat,

... daß eine 14tägige Mittelmeer-Schwarzmeer-Reise mit dem westdeutschen Reisebüro GmbH ab Venedig 850 bis 3000 WM kostet und daß dabei die Hin- und Rückfahrt (Start und Ziel ist Venedig) sowie alle Landgänge usw. extra bezahlt werden müssen?



dem Erich-Weinert-Ensemble zur Verleihung der Verdienstmedaille der NVA in Gold durch den Minister für Nationale Verteidigung. Herzlichen Glückwunsch auch dem künstlerischen Leiter des Ensembles Obstlt. Günter Hitzemann und dem Musikdramaturgen Major Kurt Greiner-Pol zur Verleihung des Preises für künstlerisches Volksschaffen 1. Klasse durch den Minister für Kultur. Die Auszeichnungen wurden anläßlich des 10jährigen Bestehens des Ensembles verliehen.

DER BLITZKRIEG

Herr Flick hat Fabriken [besessen
Und auch die Giftgas-IG,
Und die Deutsche Bank hat [Interessen,
Und immer östlich der Spree.
Und sie hab'n einen General- [stab,
Der macht ihnen einen Plan,
Zu holen, was sie so ungern
In Volkes Händen sahn.

Einen Blitzkrieg,
Einen Blitzsieg,
Ein Tag X.
Mit Raketen
Auf Proleten,
Aber fix.
Ist erst Deutschland am Boden [zerstört,
Sind alle Fragen bereinigt,
Und wenn es den Kapitalisten [gehört,
Ist es wiedervereinigt.

Die schönste Armee hat ihre
Fehler im Betrieb.
Da waren zwei Offiziere,
Die hatten ihr Land zu lieb.
Sie kamen aus Bonn nach [Deutschland,
Ein Hauptmann und ein Major,
Und zeigten jedem, der sehn [will,
Die Angriffspläne vor.

Ja, der Blitzkrieg
Wird kein Blitzsieg,
Der fällt aus.
Denn das Volk kämpft
Für den Frieden,
Nicht für Strauß.
Ist erst die Macht der Nazis [zerstört,
Sind alle Fragen bereinigt,
Und wenn Deutschland dem [Frieden gehört,
Ist es wiedervereinigt.

Marcel Breslauer



UNKULTURMAGAZIN

Originalpostkarte



Originalzitat

„Auch in der Betreuung wird enger Verkehr mit der Öffentlichkeit angestrebt. Reißen diese Verbindungen, dann wird der Soldat gerade von den Bereichen getrennt, die er schützt und aus denen ihm wesentliche Kräfte zuströmen sollen."

Aus: „Vom künftigen deutschen Soldaten", Verlag Westunion

AR-Origialkommentar (ohne)

Schreibender Soldat — künftiger Schriftsteller?

Ein Leserbrief

Es war schwer, sich auf das Referat des Genossen Beyreuther, Sekretär des Bundesvorstandes des FDGB, das dieser auf der ersten Konferenz schreibender Arbeiter in Karl-Marx-Stadt hielt, konzentrieren zu können. Die Scheinwerfer im Saal gingen an, die DEFA filmte, der Fernsehfunk filmte, die Pressefotografen fotografierten. Dann gingen die großen Scheinwerfer aus — der Saal war als Totale festgehalten —, die Handscheinwerfer wurden eingeschaltet — jetzt wurden einzelne Teilnehmer für die Mit- und Nachwelt eingefangen. Der Stabsgefreite Bernd Schirmer, den die Teilnehmer der Konferenz neben namhaften Vertretern der Partei und der Massenorganisationen ins Präsidium gewählt hatten, war ein Objekt der Kameraleute und Pressefotografen. Während dieses geschäftigen Treibens hat der Genosse Beyreuther das Hauptreferat gehalten. Ich bin nicht sicher, ob das alle Teilnehmer bemerkt haben.

Der nun folgenden Diskussion konnten wir viel aufmerksamer folgen. Die Film-, Fernseh- und Presseleute waren abgezogen. Die Redner, u. a. sprach auch unser Genosse Bernd Schirmer, und eine Veranstaltung, die wir am Vorabend gesehen hatten, gaben uns wertvolle Hinweise.

Das Brigadetagebuch wurde in allen Reden erwähnt. Es hat eine wichtige Aufgabe. Eine sozialistische Brigade ohne Tagebuch ist wie ein Essen ohne Salz; diese Meinung wurde immer wieder geäußert. Warum bemühen sich die Armeepresse und die verantwortlichen Dienststellen um die Tagebücher so wenig, da diese doch ihren Wert für die sozialistische Erziehung der Menschen bereits bewiesen haben?

Die Bewegung des schreibenden Soldaten, das war die nächste Überlegung, geht m. E. in der NVA in eine etwas falsche Richtung. Wird nicht zu einseitig darauf orientiert, daß die Genossen eines Tages Schriftsteller sein sollen? Das ist doch nur ein Teil der Aufgabe. Die Genossen außerhalb der Volksarmee betrachten als schreibenden Arbeiter schon den Verfasser von Wandzeitungsartikeln, den Volkskorrespondenten, der kleine Meldungen für die Presse schreibt, den Autor von Glossen, Kurzgeschichten, Gedichten, Quodlibets, sie betrachten den schreibenden Arbeiter ferner als Helfer aller Sparten der Volkskunst, sie lassen ihn Lieder, Tänze, Puppenspiele, Stücke usw. schreiben.

Ich meine, man darf den schreibenden Soldaten nicht nur als angehenden Schriftsteller sehen. Damit engen wir diese Bewegung ein und berauben uns wichtiger Erziehungsmittel, die uns der schnelleren Erhöhung der Gefechtsbereitschaft ein Stück näherbringen können.

Leider hat — das muß auch an dieser Stelle gesagt werden — unsere Nationale Volksarmee auf dieser Konferenz keine große Rolle spielen können, da, schon rein zahlenmäßig, die Bewegung des schreibenden Soldaten sehr schwach vertreten war. Die zweite Konferenz schreibender Arbeiter findet voraussichtlich im Herbst dieses Jahres statt. Ich bin überzeugt, daß wir bis dahin sagen können: Die Bewegung schreibender Soldaten ist auch in der Nationalen Volksarmee das Herzstück der Volkskunst.

Joachim Hottas

Dorfstraße, Linolschnitt von Soldat W. Güthenke



Thomas Manns Aufsätze



Holzschnitt von Hanfried Schulz

Zu meinen Lieblingsbüchern zähle ich unbedingt die drei Bände „Adel des Geistes", „Altes und Neues", „Zeit und Werk", in denen Aufsätze, Essays, Tagebücher, Reden und Kommentare von Thomas Mann sich vereinigt finden. Immer wieder werde ich von ihnen angezogen. lese das eine oder andere, und nicht ein einziges Mal wurde ich enttäuscht. Ich wäre glücklich, wenn dieser Beitrag den einen oder anderen Freund großer Romanliteratur, und vor allem der Romane Thomas Manns, auf diese wundervollen Schätze bester deutscher Publizistik aufmerksam macht.

Ob er nun über Goethe, Tolstoi, über die Erotik Michelangelos, die Kunst des Romans oder über seine Werke, über Deutschland und die Gegenwart spricht — immer berührt die lebendige Originalität seiner bei aller Geschliffenheit des Ausdrucks so unverblümten Sprache, fesselt und erregt die mannhafte Humanität seines Wahrheitssuchens.

Die künstlerische Größe Thomas Manns ist unbestritten. Aber wir können nicht auf der einen Seite Mann als ganz Großen rühmen, und auf der anderen Seite erklären und mit anderen Beispielen belegen, daß Kunst und Literatur im Zeitalter des Imperialismus einem fürchterlichen Verfalls- und Zerstörungsprozeß ausgeliefert sind, ohne auf die Frage zu stoßen: Wie ist es zu erklären, daß auch heute noch die kapitalistische Gesellschaft solche weltbedeutenden Künstler wie einen Thomas Mann hervorbringen kann?

Um sogleich zu antworten: Ohne den Roten Oktober, ohne die Wirklichkeit gewordene Perspektive der Menschheitsentwicklung, ohne den realen Humanismus des proletarischen Klassenkampfes wäre die Größe eines Thomas Mann in diesem Jahrhundert nicht möglich gewesen.

Der Realismus ist die wahrheitsgetreue Widerspiegelung der Wirklichkeit. Wahrheit ist es, daß die Menschheit einen Ausweg aus der Barbarei der kapitalistischen Klassengesellschaft gefunden hat. Ein Realist, auch im bürgerlichen Lager, kann heute nur derjenige Künstler sein, der die Enge der „kleinen Welt" der Bourgeoisie überwindet und die große Welt der tätigen, die Wirklichkeit korrigierende Volksmasse mindestens offenen Auges sieht.

Das Bemühen um Perspektive, Glauben an den Sieg des Lebens über den Abschaum, den Faschismus, Vertrauen zu den Kräften der Arbeiterklasse und leidenschaftliche Hingabe an die demokratische, reale Humanität: das ist der Grundakkord der Aufsätze Thomas Manns, seien sie nun ernsten oder heiteren, literarischen, philosophischen oder politischen Themen gewidmet.

In dem großen „Faustus"-Roman gelangt der Held, Adrian Leverkühn, zu der Erkenntnis:

„... statt klug zu sorgen, was vonnöten auf Erden, damit es dort besser werde, und besonnen darzutun, daß unter den Menschen solche Ordnung sich herstelle, die dem schönen Werk wieder Lebensgrund und ein redlich Hineinpassen bereiten, läuft wohl der Mensch hinter die Schul und bricht aus in höllische Trunkenheit: so gibt er seine Seel daran und kommt auf den Schindwasen."

Im Roman eine Tragödie, Untergang einer unsinnigen Welt — gezeichnet von den Konturen einer solchen Ordnung, „die dem schönen Werk wieder Lebensgrund" bereitet, eine Tragödie ohne Pessimismus.

Im Aufsatz über die „Abschiedsbriefe europäischer Widerstandskämpfer", geschrieben 1954, heißt es:

„In einer Welt bösartiger Regression, in welcher abergläubischer und verfolgungssüchtiger Haß sich paart mit panischer Angst, einer Welt, deren intellektueller und moralischer Unzulänglichkeit das Schicksal Zerstörungswaffen von scheußlicher Rasanz anvertraut hat, die man aufstapelt unter der schwachsinnigen Drohung, ‚wenn es sein muß', die Erde in eine von giftigen Dünsten umhüllte Wüste zu verwandeln. Das Absinken kulturellen Niveaus, die Verkümmerung der Bildung, die Stumpfheit im Hinnehmen von Untaten einer politisierten Justiz, Bonzentum, blinde Gewinngier, der Verfall von Treu und Glauben, erzeugt, jedenfalls gefördert von zwei Weltkriegen, sind ein schlechter Schutz gegen den Ausbruch eines dritten..."

Doch Thomas Mann bleibt nicht — hier wie nirgends — bei der Feststellung dieser schlimmen Tatsachen des Daseins im gegenwärtigen Kapitalismus, sondern erhebt die Frage: „Umsonst also, vom Leben übergangen und verworfen der Glaube, die Hoffnung, die Opferwilligkeit einer europäischen Jugend, die den schönen Namen „Rèsistance" trug, des international-einmütigen ‚Widerstandes' gegen die Entehrung ihrer Länder, gegen die Schmach eines Hitler-Europa, der Greuel einer Hitlerwelt, die aber mehr wollte, als nur widerstehen, sich als Vorkämpfer fühlte einer besseren menschlichen Gesellschaft? Umsonst? Zuschanden geworden ihr Traum und Tod? — Es kann so nicht sein."

Und dann lese man die Antwort, die Thomas Mann bereits Jahre vorher, 1943, in seinen fünfundfünfzig Radiosendungen an die deutschen Hörer gab, als er vom Opfertod von Hans und Sophie Scholl hörte:

„Brave, herrliche junge Leute! Ihr sollt nicht umsonst gestorben, sollt nicht vergessen sein. Die Nazis haben schmutzigen Rowdys, gemeinen Killern in Deutschland Denkmäler gesetzt — die deutsche Revolution, die wirkliche, wird sie niederreißen und an ihrer Stelle eure Namen verewigen, die ihr, als noch Nacht über Deutschland und Europa lag, wußtet und verkündetet: ‚Es dämmert ein neuer Glaube an Freiheit und Ehre'."

Im Jahre 1929 schrieb Thomas Mann in seinem Aufsatz „Kultur und Sozialismus", daß sich die Kultur der „sozialistischen Gesellschaftsidee" verbündet, „welche nämlich längst viel zu siegreich ist, als daß es nicht um den deutschen Kulturgedanken überhaupt geschehen sein müßte, falls er sich konservativ gegen sie verstockte."

„Ich sagte, gut werde es erst stehen um Deutschland, und dieses werde sich selbst gefunden haben, wenn Karl Marx den Friedrich Hölderlin gelesen haben werde —, eine Begegnung, die übrigens im Begriffe sei, sich zu vollziehen. Ich vergaß, hinzuzufügen, daß eine einseitige Kenntnisnahme unfruchtbar bleiben müßte."

Der Dichter Friedrich Hölderlin wurde hier nicht zufällig genannt, sondern steht für die demokratischen Traditionen der klassisch deutschen Kultur von Lessing bis Heine. Thomas Mann, ein bürgerlicher Dichter, tief verwurzelt im demokratischen Humanismus der bürgerlichen Klassik, war sich dessen bewußt, daß die moderne Bourgeoisie alle ihre klassischen Ideale verraten hat, daß das Schicksal des Humanismus in den Händen der revolutionären Arbeiterklasse liegt und die deutsche Kultur verbunden ist mit dem Sieg des Sozialismus. Die revolutionäre Arbeiterbewegung ist die Retterin der deutschen Nation und der deutschen Kultur. Von dieser Erkenntnis her ermöglichten sich die grandiosen Erzählwerke Thomas Manns, in denen einer untergehenden Klasse der Spiegel vorgehalten wird, ohne daß aus diesem Untergang eine Tragödie wird, ja, im „Hochstapler Felix Krull" zeigt, was vorher mit feiner Ironie, ohne Pessimismus, geschildert war, zur erfrischend heiteren Komödie.

Hermann Kähler

Wir bitten um Ihre Meinung

FRAU und FAMILIE

Wird mein Kind es schaffen?

Eine solche Meinung, wie sie im Heft 5/60 dargelegt und von einigen Genossen vielleicht heute noch vertreten wird: „Wir sind beide berufstätig, leisten gesellschaftliche Arbeit und können uns nicht noch um die Schulaufgaben unserer Kinder kümmern“, ist nicht in Ordnung.

Mein Mann und ich arbeiten ebenfalls, und auch nach Feierabend sind in den gesellschaftlichen Organisationen einige Pflichten zu erfüllen, aber soviel Zeit ist da, auch dem Kind noch bei den Schularbeiten zu helfen.

Natürlich muß die Erziehung gemeinsam zwischen Schule, Elternhaus, Pionierorganisation und Schulhort geschehen, wobei das Elternhaus eine sehr große Rolle spielt. Oft hört man in Elternversammlungen die Lehrer klagen, daß Eltern gegenüber ihren Kindern Ansichten vertreten, die im Widerspruch zu Anordnungen der Schule stehen.

„Das brauchst du nicht zu machen“, „das trifft für dich nicht zu“ oder „laß das mal andere machen“.

Was ist die Folge? Das Kind gerät sehr schnell in Zweifel und verliert zur einen oder anderen Seite das Vertrauen. Natürlich wird es Meinungsverschiedenheiten geben, aber die sollten am besten mit dem Lehrer geklärt werden.

Wichtig erscheint mir, die Entwicklung des Kindes genau zu verfolgen und dessen Leistungen anzuerkennen. Hierbei sind meinem Mann und mir schon Fehler unterlaufen, indem wir gute Noten nicht genügend beachteten. Das wirkt ungünstig auf das Kind, und man vergibt sich erzieherische Möglichkeiten.

Unsere Tochter liegt mit ihren Zensuren im guten Durchschnitt, das bedeutet aber nicht, daß wir ihre Entwicklung dem Selbstlauf überlassen.

Nun ist es bei uns so, daß mein Mann und ich nach der Arbeit noch studieren. Mein Mann beim VDJ, und ich qualifiziere mich zur Verkaufsstellenleiterin. Fast könnte man denken, das wirke sich ungünstig auf unsere Tochter aus. Es ist jedoch umgekehrt, denn indem sie sieht, wie auch wir noch lernen müssen, um vorwärts zu kommen, ist das ein Ansporn für sie. *Else Brixy, Frankenberg*

Zwei meiner Kinder besuchen die Polytechnische Oberschule. Meine Frau ist Brigadier einer Jugendbrigade, außerdem Mitglied der Gewerkschaftsleitung und der Plankontrolle.

Ich selbst habe um 17.30 Dienstschluß, wenn keine anderen dienstlichen Aufgaben vorliegen. Somit sind meine beiden schulpflichtigen Söhne sich selbst überlassen in der Zeit von 13.00 bis 18.00 Uhr.

Eine Kontrolle der Schularbeiten ist erst nach 18.00 Uhr möglich, und Hilfe beim Lernen kann ich nur abends geben. Damit aber wird es schon schwierig. Die Kinder sind abgespannt und nicht mehr sehr aufnahmefähig. Hinzu kommt, daß mein Ältester im ASV aktiver Schwimmer ist und zweimal abends in der Woche Training hat sowie des öfteren über Sonnabend und Sonntag außerhalb Brandenburgs an Wettkämpfen teilnimmt.

Weiterhin beeinträchtigt die zeitweilige zwei- bis dreitägige Delegierung meiner Frau das Lernen der Kinder, da ich dann am Abend den Haushalt alleine führen muß. Ich bin während des schon drei Jahre andauernden Zustandes zu folgender Erkenntnis gekommen:

Unsere Dienstzeit müßte nicht um 8.00 Uhr, sondern wie in den Betrieben um 7.00 Uhr beginnen und um 16.30 Uhr enden. Dann wäre Zeit vorhanden, sich mit den Kindern zu beschäftigen und den gesellschaftlichen Pflichten besser nachkommen zu können.

Werden es meine Kinder schaffen? Ich meine mit viel Mühe. Da ich selbst Lehrer von Beruf bin, kann ich sagen, daß die Eltern, die beide arbeiten, es schwer haben, ihren Kindern zu helfen. Besonders wenn diese die 6. bis 8. Klasse der Polytechnischen Oberschule besuchen. In diesem Alter benötigen sie besonders dringend Anleitung. Oft reicht aber das Bildungsniveau der Eltern, die früher größtenteils nur eine 8-Klassen-Schule besucht haben, nicht mehr dazu aus. Die enge Zusammenarbeit zwischen Schule und Familie muß hier vieles überbrücken helfen. *Oberfeldwebel Beyer, Hohenstücken*

Nachstehend abgedruckte Briefe übersandte uns unser Leser Leutnant Kaltenborn. Sie sind nur e i n Ausdruck der engen Beziehungen, die ihn und seine Einheit mit den Schülern einer Pioniergruppe der Wilhelm-Pieck-Oberschule in Berlin-Pankow verbinden.

Lieber Genosse Leutnant!

Ich möchte Ihnen jetzt erzählen wie ich mit meiner Brigade vorwärts komme. Es geht sehr langsam vorwärts Denn wir haben auch einige Schüler in der Brigade die immer etwas vergessen oder nicht erledigen. Wir müssen uns noch sehr anstrengen um keine viern und fünfen mehr zu haben. Sonst geht es ganz gut mit der Brigade.

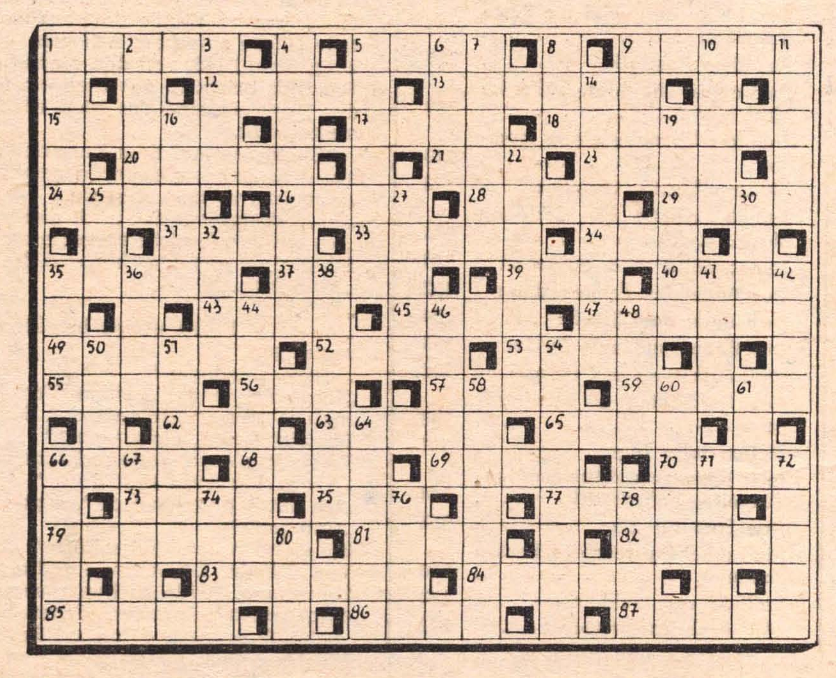
Herzliche Grüße Ihre
Eva Junghanns

Was macht Ihre Kompanie? Meine Leistungen sind sehr schwach, weil ich so unaufmerksam bin.

Ihr Pionier Peter

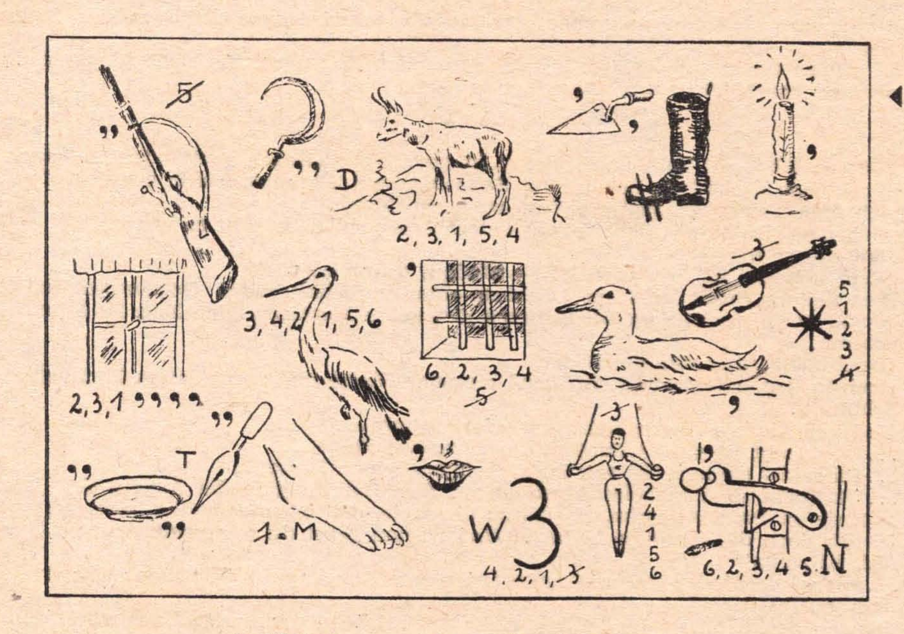
Ich als Schuler mochte gerne mal einen Panzer sehen. Könnte ich mal zu Ihnen kommen. Viele Grüße von Andreas Lachmann Klasse 3c

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. historisches Bauwerk in London, 5. brasilian. Staat, 9 Teil des Fußballs, 12. Stadt in Polen, südl. von Elblag, 13. Stechwespenart, 15. Geißel der Menschheit, 17. Mastspitze, 18. Saiteninstrument, 20. feine Schmutzteilchen, 21. Gewässer, 23. Behältnis, 24. Gebirge in Griechenland, 26. Trugbild, 28. Kampfsportstätte, 29. Brettspiel, 31. Besuch, 33. Stadt in Südfrankreich, 34. Monat, 35. Form der sowj. Kollektivwirtschaft, 37. Ende einer Laufstrecke, 39. Tierwohnung, 40. Fluß zur Nordsee, 43. Nebenfluß der Aller, 45. Spielklasse, 47. Stadt in Westfrankreich, 49. drittgrößte Insel der Erde, 52. Hafenstadt an der Ostsee, 53. Planet, 55. Fluß in Spanien, 56. Minister der DDR, 57. Schienenwagen, 59. dtsch. Erzähler (1831–1910), 62. jugoslaw. Insel, 63. junger Zweig, 65. Werkstoff, 66. Nebenfluß der Mosel, 68. Verwandte, 69. ital. Maler (1575–1642), 70. Sportmannschaft, 73. Stadt in Italien, bekannt durch den „Schiefen Turm“, 75. Heilverfahren, 77. Zeichnung im Holz, 79. Hafenstadt auf Sizilien, 81. Stoffart, 82. Sternbild, 83. Bewohner Belgiens und Nordfrankreichs, 84. Vogelwelt, 85. militär. Ehrengruß, 86. gefrorener Wasserdampf, 87. brasil. kommunist. Schriftsteller.

Senkrecht: 1. asiat. Hauptstadt, 2. Waffenfarbe, 3. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 4. Geschütz, 5. Geschoß, 6. Ölpflanze, 7. Maßeinheit der elektr. Stromstärke, 8. sowj. Jagdflugzeug, 9. Ruhestatt, 10. Teil des Mittelmeers, 11. Forstlehrling, 14. Vorwärts-Boxer, qualifizierte sich für Rom, 16. Stockwerk, 19. Elektronenröhre, 22. Raubtier der Arktis, 25. englische Anrede, 27. Stadt in Nordfrankreich, 30. südamerikanischer Tee, 32. afrik. Liliengewächs, 35. deutscher Physiker und Astronom (1840–1905), 36. Maßeinheit des Luftdrucks, 38. Stadt in Sibirien, 41. Philosophenschule des alten Griechenlands, 42. Angehöriger einer Sowjetrepublik, 44. Ballspiel, 46. Nebenfluß der Donau, 48. Zeitraum, 50. Nebenfluß der Warta, 51. nordamerik. Schriftsteller (1870–1902), 54. militär. Einheit, 58. Wintersportort in Thür., 60. Blume, 61. Riesenschlange, 64. plattdeutscher Dichter (1810–1874), 66. griech. Sporadeninsel, 67. Monat, 71. Mädchenname, 72. Fehlbetrag, 74. Fruchtgetränk, 76. altes Schriftzeichen, 78. Talsperre im Bez. Karl-Marx-Stadt, 80. Fisch.



BILDERRÄTSEL

Die Auflösung ergibt einen Ausspruch Walter Ulbrichts aus der Vorlesung zur Eröffnung der Militärakademie „Friedrich Engels“.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – a – ach – ard – bar – bass – be – bom – chen – de – de – de – don – dow – e – e – e – e – e – ein – ex – fer – gon – hoe – it – kent – king – kra – lek – len – lend – lu – men – mo – nan – nan – ne – ra – re – rik – ron – sa – se – se – see – sel – sen – ses – sit – ta – tasch – tat – tes – tit – tron – u – we – wurf – ze sind 23 Wörter zu bilden. Die ersten und dritten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben eine Forderung an unsere Besten.

1. Kohlenrevier in der Sowjetunion, 2. Stadt in Schleswig-Holstein, 3. frz. kommunist. Lyriker, 4. Titel eines Buches von H. Barbusse, 5. frz. Schriftsteller („Die Kommunisten“), 6. hervorragender Vorwärts-Schwimmer, 7. Kurort im Harz, 8. Millionenstadt in China, 9. synthet. Gewebe, 10. negativ geladenes elektr. Elementarteilchen, 11. Ostseebad, 12. altes Geschütz für Steinkugeln, 13. Prüfung, 14. Sitzgelegenheit, 15. Hauptstadt der Usbek. SSR, 16. Geländeform, 17. norweg. Polarforscher, 18 Wasservogel, 19. Wasserbegrenzung, 20. Sprengstoff, 21. sowj. Astronaut, 22. Längsachse durch die Mitte des Laufes, 23. Begriff aus dem Fußballsport.

Das Urlauberschiff „Fritz Heckert“ wird 400 Urlaubern Platz bieten.

Auflösungen aus „Armee-Rundschau“ 7/60

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Kompensator, 10. Natal, 11. Leuna, 12. Paß, 13. Teig, 14. Kirow, 16. Vesuv, 19. Osaka, 20. Eisen, 21. Erato, 22. Degen, 24. Fokus, 26. Turek, 27. Nadelkap, 28. Leitwerk, 30. Agave, 32. Krone, 33. Strom, 35. Ornis, 39. Fasan, 41. Beere, 44. Riesa, 45. Aller, 46. Luna, 47. Rate, 48. Sedan, 49. Imker, 50. Marchlewski.

Senkrecht: 1. Paris, 2. Kapok, 3. Olawa, 4. Piste, 5. Nagasaki, 6. Anton, 7. Olive, 8. Reger, 9. Anmut, 14. Kondensator, 15. Rang, 17. Saar, 18. Volkskammer, 23. Nelke, 24. Frack, 25. Siele, 26. Titus, 29. Komsomol, 31. Ahne, 34. Orel, 36. Rigel, 37. Islam, 38. Sauna, 39. Franc, 40. Narew, 41. Batik, 42. Elemi, 43. Regen.

Zahlenfeld: Berlin — Zetkin — Guben — Schumann — München — Wagner — Trier — Müntzer — Schiller — Gauß.
„Unserem Minister herzliche Glückwünsche zum Geburtstag.“

Silbenrätsel: 1. Oberhof, 2. Spikes, 3. Partizan, 4. Olympiade, 5. Ringen, 6. Tittes, 7. Divin 8. Unze, 9. Berlin, 10. Iharos, 11. Stanitzki, 12. Turbine, 13. Dukla, 14. Eiskunstlauf, 15. Regatta, 16. Fliegengewicht, 17. Recknagel, 18. Indien, 19. Elfmeter, 20. Drescher, 21. Endspurt — „O Sport, du bist der Friede.“

Füllrätsel: 1. Brustwehr, 2. Makarenko, 3. Gutenberg, 4. Strategie, 5. Schwimmer, 6. Schilling, 7. Propeller, 8. Navigator, Hradschin — Bataillon.

Aus dem Inhalt:

Das Redaktionskollegium

Anschrift der Redaktion: Berlin N 24, Postschließfach 7986, Telefon: 42 68 41, 42 70 76 und über 22 06 0

„Armee-Rundschau"

Zeitschrift für politische, militärische und kulturelle Fragen in der Nationalen Volksarmee

Herausgegeben im Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, Berlin N 24, Postschließfach 6943, Lizenz-Nr. 5/I

Erscheint monatlich, Vierteljahres-abonnement 3,– DM.

Bestellungen bei der Deutschen Post

Fotos: 1. und 4. Umschlagseite: Gebauer

Unser Titelbild: Funktrupp

Rücktitel: Zwei Mädchen, Urlaub, Zelt und Sonnenschein – bleibt nur die Frage: wer ist schuld, wenn die Suppe versalzen ist?

Redaktionsschluß dieses Heftes: 8. Juli 1960

Die DDR wird 1965 4 Urlauberschiffe haben

Ballade vom Soldaten *(Fortsetzung von Seite 375.)*

— der Lärm, das Gedränge, das Murren der Mitreisenden — existiert für sie nicht ...
Der Wind fegt Rauchschwaden von der Lokomotive an ihnen vorbei, und ihnen scheint, es wären Wolken, die am Himmel ziehen ... Alles verschwindet, nichts gibt es mehr ... Es gibt nur Augen, in denen man versinkt ... Es gibt ihren Mund, ihren Hals, ihre im Winde flatternden Haare ...
Ihre Blicke sprechen. Ach was — sprechen! Sie singen ... Sie singen das uralte und ewig neue Lied, von den Menschen das Hohelied genannt ...
Plötzlich bricht in das Lied ein fernes Heulen der Lokomotive, dann ein Kreischen der Bremsen, und das Lied wird von den Geräuschen des prosaischen Lebens jäh ausgelöscht.
... Sie stehen auf dem Bahnsteig. Alexej hält seinen Mantel überm Arm. Und hier, auf dem Bahnsteig, neben dem Wagen, nehmen sie Abschied voneinander.
„Nun ist's vorbei", sagt sie.
„Ja ... Vergessen Sie mich nicht, Schura."
„Ich werde Sie nicht vergessen."
Sie blicken einander lange in die Augen.
„Aljoscha ...!"
„Ja?"
„Ich muß Ihnen etwas beichten. Aber nicht böse sein, bitte! Ich habe Sie doch angelogen."
„Wieso angelogen?"
„Ich habe ja gar keinen Verlobten ... und überhaupt niemanden. Ich fahre zu meiner Tante." Sie hebt den Blick zu ihm empor. „Verzeihen Sie mir, Aljoscha ... Ich bin dumm, nicht wahr?"
Er starrt sie an, ohne recht zu verstehen, wovon sie redet.
„Aber ... warum hast du ...", fragt er.
„Ich hatte Angst vor dir", sagt sie und senkt den Blick.
„Und jetzt?"
Sie sieht ihn an und schüttelt verneinend den Kopf.
Ein Pfiff der Lokomotive und ein Rasseln der anruckenden Wagen unterbrechen ihr Schweigen. Beide zucken zusammen und erwachen gleichsam. Schura läuft neben dem bereits fahrenden Wagen her.
„Schnell, schnell, Aljoscha! Beeil dich!"
Mit besorgter Hast hilft sie ihm, in den überfüllten Wagen einzusteigen, indem sie, nebenher laufend, ihn nachschubst.
Irgend jemand lacht laut, ein anderer ruft seinen Leuten auf dem Bahnsteig belanglose Abschiedsworte zu, wieder ein anderer fuchtelt winkend mit den Armen.
Ein älteres Ehepaar beobachtet, wie Schura sich von Alexej verabschiedet.
Alexej wendet sich um und schreit:
„Schura! Schura! Schreib mir ... Sosnowka ...!"
Schura schreit auch irgend etwas und zeigt ihm durch Gesten, daß sie seine Worte nicht verstanden hat.
„Sosnowka ...! Feldpostnummer ..." Das übrige wird vom Dröhnen des Zuges übertönt.
... Schura blickt traurig dem sich entfernenden Zug nach. Sie sieht Alexej nicht mehr, dennoch hört sie nicht auf, zu winken.

*

Der Zug fährt mit Volldampf. Alexej, eingezwängt zwischen streitenden Eheleuten, blickt nach rückwärts. Schon sind Bahnsteig und Stationsgebäude verschwunden.
„Ich habe gewartet", sagt die Frau zu ihrem Mann.
„Gewartet! Du hättest lieber etwas unternehmen sollen, anstatt zu warten!"
„Ich war so nervös!"
„Ach, sieh mal an, wie vornehm — Madam waren nervös!"
Der weitere Streit geht im Dröhnen eines vorbeifahrenden Gegenzuges unter.
Alexej verfolgt mit dem Blick diesen sich schnell entfernenden Zug. Er fährt zu Schura ...
Gleichmäßig stampfen die Räder.
Hoch in den Lüften zieht ein Vogel ein paar Kreise und fliegt davon. Er fliegt zu Schura ...
Und vor Alexejs Augen steht immerfort Schura ...
... Da wäscht sie am Hydranten ihre schlanken Beine ...
... Da reicht sie ihm die von ihr zurechtgemachten Brote ...
... Da blickt sie ihm beim Abschied auf dem Bahnsteig in die Augen. Und jetzt sagt sie zu ihm: ‚Aljoscha, als ich zu dir sagte, daß ich niemanden habe, gestand ich dir doch damit meine Liebe ... Und warum gabst du mir keine Antwort darauf, Aljoscha?'
... Alexej dreht sich um und zwängt sich zum Ausgang durch. Schon steht er auf dem Trittbrett.
Jemand packt ihn an der Feldbluse. Er reißt sich mit einem Ruck los, wirft seine Sachen hinaus und springt hinterher.
Eine Frau kreischt auf.
Alexej schlägt auf der Erde auf und kollert den Bahndamm hinunter.
Die Leute blicken angstvoll aus dem fahrenden Zug.
Alexej erhebt sich rasch, nimmt seine Sachen auf und rennt in Richtung Bahnstation.
Die ältere Frau schaut ihm verständnisvoll lächelnd nach.
„Verliebt", sagt sie mit einem Seufzer.
Ihr prosaischer Gatte wirft ebenfalls einen kurzen Blick nach Alexej und meint verächtlich:
„Ein Dummkopf."

*

... Alexej läuft auf einer Straße ... fährt in einem Wagen, springt während der Fahrt ab ... läuft die Schienen entlang weiter ...

(Schluß folgt)

KLEINE DIENSTVORSCHRIFT

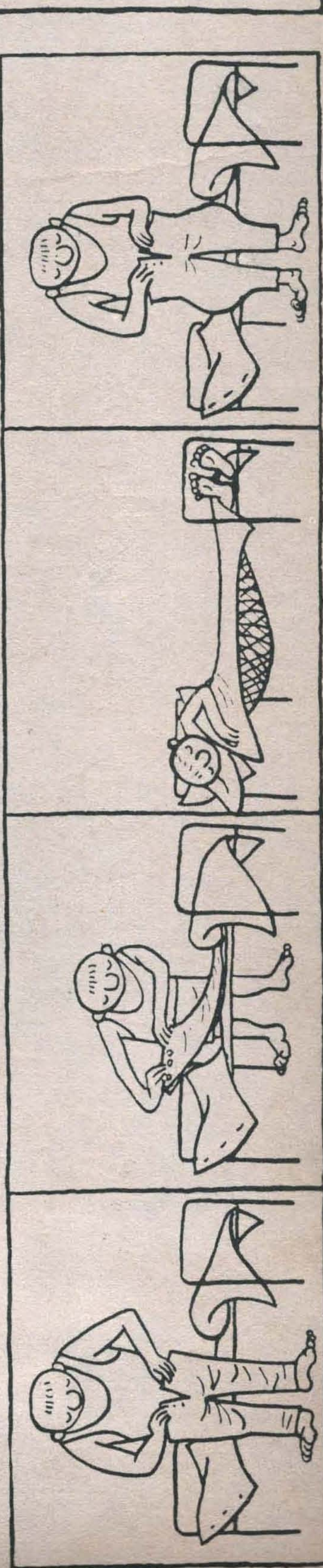


1000 km ohne GENERAL-REPARATUR

Die kleine Eitelkeit

Zeichnungen: Paul Klimpke

XYZ 111




ARMEE
Rundschau